

Patricia Rieger
Sohn der Monde
OCIA



© Patricia Rieger

Patricia Riegers Geschichten sind mittlerweile in verschiedenen Anthologien zu finden, ein erster Band ihrer tierischen Regionalkrimireihe über Barny Schäfer und sein ungewöhnliches Ermittlerteam ist Ende 2016 beim Leseratten Verlag erschienen.

Ihr Urban Fantasy Roman *Sohn der Monde* - OCIA war der Siegeltitel beim Tomfloor Fantasy Award 2018.

Mehr zur Autorin unter:
[instagram.com/patricia_rieger_autorin](https://www.instagram.com/patricia_rieger_autorin)
[facebook.com/patricia-rieger-autorin](https://www.facebook.com/patricia-rieger-autorin)
tomfloor-verlag.com

Patricia Rieger

Sohn der Monde OCIA



Auflage 2019

Umschlaggestaltung und Umschlagrechte:
© T. C., Tomfloor Verlag
Umschlagbild: Shutterstock.com, Adobe Stock,
freepik

Druck in Deutschland

ISBN 9783964640215

Tomfloor Verlag
Thomas Funk
Alex-Gugler-Straße 5
83666 Waakirchen
<https://tomfloor-verlag.com>

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

*Erlösung kommt von innen, nicht von außen,
und wird erworben nur und nicht geschenkt.
Sie ist die Kraft des Inneren, die von draußen
rückstrahlend deines Schicksals Ströme lenkt.*

Was fürchtest du?

*Es kann dir nur begegnen,
was dir gemäß und was dir dienlich ist.
Ich weiß den Tag, da du dein Leid wirst segnen,
das dich gelehrt, zu werden was du bist.*

Ephides

*Für meine beiden Töchter,
die mich gnadenlos von Kapitel zu Kapitel
gehetzt haben, um endlich weiterlesen zu können ...*

Prolog

Die Erschütterung der Weltengrenzen traf ihn völlig unvorbereitet und riss ihn grob aus seinen Gedanken. Mit einem Knurren fuhr er in die Höhe. Sein Puls raste, sein Mund fühlte sich mit einem Schlag an wie ausgetrocknet und auf seiner Haut spürte er ein unangenehmes Prickeln.

Er würde sich wohl nie daran gewöhnen, egal, wie oft er es in seiner Bestimmung als Wachender noch erleben musste.

Ganz langsam ebte der merkwürdige Schwindel ab. Zurück blieb ein Gefühl äußerster Dringlichkeit.

Lautlos legte er den Waffengurt um, hüllte sich in seinen Umhang und glitt geschmeidig durch den engen Gang der Gastgrotte an die dunkle Oberfläche dieser kalten Welt. Mit einem schnellen Griff in eine der vielen Taschen seines Umhangs vergewisserte er sich, dass er den für die kommende Aufgabe passenden Übergangstein bei sich trug.

Verärgert runzelte er die Stirn, was seinem finsternen Gesicht einen noch grimmigeren Ausdruck verlieh. Natürlich hatte dieser Übergang genau in dem Moment stattfinden müssen, in dem er der einzige Wachende war, der zum Schutz dieser Welt abgestellt war. Er musste sich seinen Gegnern also alleine stellen und konnte nur hoffen, dass es sich diesmal um ein entsprechend kleines Rudel handelte.

Er war nun am Ende des Ganges angekommen und eilte durch die Felsspalte in das violette Dämmerlicht, das hier bei Tage herrschte. Seine Schritte verlängerten sich, bis er wie ein riesiger, finsterner Schatten zwischen den tiefschwarzen Baumstämmen hindurchflog. Nach wie vor verursachte er dabei nicht das geringste Geräusch.

Dann hatte er die Lichtung des Mondenkreises erreicht. Der matte Schein der großen, blutroten Sonne spiegelte sich

in seinen gelben Augen wider und brachte sie zum Erglühen.

Ohne zu zögern, glitt er zwischen zwei der hohen Steinsäulen hindurch und stellte sich in die Mitte des Kreises. Der Übergangstein in seiner Hand begann bereits zu vibrieren.

Höchste Eile war geboten. Von seinem Einschreiten hingen Leben ab.

Nie wieder durfte es zu solchen Gräueltaten wie in der Vergangenheit kommen.

Es war ein verdammt Fehler gewesen, die Abkürzung durch das Industriegebiet zu nehmen!

Hannah biss die Zähne zusammen und trat kräftiger in die Pedale. Mit durchdringendem Quietschen beschwerte sich das alte Fahrrad ihrer Cousine über diese ungewohnte Behandlung. Das schrille Geräusch brachte Hannahs ohnehin schon angespannte Nerven zum Vibrieren. Und der Umstand, dass jetzt schräg hinter ihr auch noch aufgebracht Hundegebell ertönte, trug ebenfalls nicht dazu bei, dass sie sich besser fühlte. Sie wollte lieber nicht darüber nachdenken, was wohl der Grund für das Gebell war. Es war sicher sinnvoller, sich voll und ganz auf ihren Heimweg zu konzentrieren. Sie war hier erst ein einziges Mal zu Beginn ihres Praktikums vor knapp vier Wochen durchgefahren – und im Gegensatz zu heute war es damals hell gewesen.

Nach diesem einen Versuch, ihren täglichen Anfahrtsweg zur Tierklinik ein wenig zu verkürzen, hatte Hannah sich dann entschlossen, das Industriegebiet in Zukunft doch lieber zu meiden und den längeren Weg in Kauf zu nehmen. Schon bei Tage wirkte die Gegend mit ihren unförmigen, hässlichen Gebäuden ziemlich bedrückend auf sie. Doch jetzt in der Nacht fühlte Hannah sich auf unheimliche Weise bedroht – so als werde sie, seit sie in das Industriegebiet eingebogen war, von unsichtbaren Augen verfolgt.

Einige der kastenförmigen Bauten wurden mit grellem, hartem Licht angestrahlt und warfen verzerrte Schatten. Wimpel flatterten leicht im Nachtwind und klapperten gegen ihre Masten. Alles wirkte verlassen und tot. Bei der Vorstellung, sich heute Nacht auch noch in diesem Gewirr aus Hallen und Fabrikgebäuden zu verirren, liefen Hannah eisige Schauer

über den Rücken.

Sie kam sich vor, als sei sie die einzige Überlebende in einer trostlosen Welt aus Stahl und Beton. Umso unerklärlicher war daher dieses hartnäckige Gefühl, beobachtet zu werden. Je schneller sie hier durchkam, desto besser.

Wie bin ich bloß auf diese Schnapsidee mit der Abkürzung gekommen? Nach so einem Tag wie heute konnte das ja nur mies laufen!

Sie hatte seit neun Uhr morgens fast pausenlos in der Tierklinik gearbeitet. Eigentlich hätte sie schon vier Stunden früher gehen können, doch dann waren mehrere Notfälle eingeliefert worden und sie hatte es nicht übers Herz gebracht, die Kollegen allein zu lassen. Als einfache Praktikantin konnte sie zwar keine Tiere verarzten, aber wenn es schnell gehen musste, waren die Tierärzte froh darüber, wenn genügend Hilfskräfte zur Hand waren, um die Instrumente zu reichen, sie anschließend zu desinfizieren und die Reste aus Speichel, Blut und Fäkalien wegzuwischen, die bei der Behandlung der Tiere anfielen.

Und jetzt war es beinahe 23:00 Uhr, stockdunkel, und sie war todmüde. So müde, dass sie sich ganz gegen ihren Vorsatz für die Abkürzung durch diese öde Gegend entschieden hatte, nur um zwanzig Minuten früher ins Bett zu kommen.

Um sich etwas von ihrem Unbehagen abzulenken, beschäftigte Hannah sich in Gedanken mit dem kommenden Tag, während sie dem armen Fahrrad weiterhin Höchstleistungen abverlangte.

Da sie das ganze Wochenende durchgearbeitet hatte, hatte sie morgen einen freien Tag. Sie wollte ihn nutzen und erst einmal so richtig ausschlafen – sofern Kilroy das zuließ, was sie stark bezweifelte. Ein schiefes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht.

Kilroy war der fette, verwöhnte und sehr selbstbewusste Kater ihrer Cousine, um den Hannah sich für die Dauer ihres Aufenthalts im Haus der Verwandten kümmerte. Er bestand

darauf, spätestens um acht Uhr morgens sein Frühstück zu bekommen.

Kilroy war extrem übergewichtig, extrem streitlustig und die meisten Nächte damit beschäftigt, mit allen Katzen im Umkreis von mehreren Kilometern zu raufen. Selbst die Kastration hatte an seiner Vorliebe für Streitereien nichts ändern können. Aus diesem Grund waren Hannahs Verwandte sehr froh darüber, dass sie sich während ihres Urlaubs um den Monsterkater kümmerte, schließlich arbeitete sie in der Tierklinik, wo sie ihn im Notfall problemlos behandeln lassen konnte.

Also hatten sie ein Abkommen getroffen, mit dem alle Beteiligten sehr zufrieden waren. Hannah wohnte in den sechs Wochen ihrer Sommerferien kostenlos in der kleinen Einliegerwohnung im Haus der Verwandten und konnte auf diese Weise ein ausgedehntes Praktikum in der nahe gelegenen Tierklinik machen. Das würde sich für ihre weiteren Zukunftspläne als sehr hilfreich erweisen, denn Hannah wollte im nächsten Jahr nach ihrem Abitur eventuell Tiermedizin studieren. Ihre Cousine konnte währenddessen mit ihrer Familie einen längeren Urlaub genießen, ohne sich allzu große Sorgen um das Wohlbefinden ihres vierbeinigen Lieblings zu machen.

Neues Hundegebell erklang, doch diesmal von vorne, und riss Hannah erneut aus ihren Gedanken. Es steigerte sich jetzt zu einem wahren Höllenlärm. Alarmiert runzelte sie die Stirn. Das hörte sich nicht so an, als würden sich die Hunde nur über eine vorbeistreichende Katze ärgern.

Eine dicke Gänsehaut lief ihr über den Rücken.

Verdammt, genau dort vorne muss ich vorbei. Oder soll ich vielleicht doch lieber wieder umdrehen und den längeren Weg in Kauf nehmen?

In diesem Augenblick verstummte das Gebell schlagartig. Die folgende Stille war fast noch beängstigender.

Okay. Vielleicht ist das ja das Zeichen, dass ich weiterfahren

soll, versuchte Hannah, sich selbst Mut zuzusprechen.

Bestimmt war es doch nur eine besonders freche Katze, der die Hunde nachgebellt haben.

So schnell es das alte, klapprige Rad zuließ, radelte Hannah die Straße entlang. Nur noch die nächste Kurve, dann hatte sie das Industriegebiet passiert, das sich direkt an das Wohngebiet anschloss, in dem das Haus ihrer Verwandten stand.

Sie wusste, sie fuhr zu schnell und sie hatte keinen Helm auf, doch der Wunsch, endlich diese unheimliche Gegend zu verlassen, ließ Hannah ganz gegen ihre übliche vernünftige Art jede Vorsicht vergessen. Zu allem Übel erinnerte sie sich ausgerechnet jetzt auch wieder verschwommen an etwas, das ihre Cousine ihr erzählt hatte. Da war es um eine junge Frau gegangen, die vor einigen Jahren in dieser Gegend auf unerklärliche Weise verschwunden war. Bis heute hatte man keine Spur von ihr gefunden.

Dieser Gedanke gab Hannah den Rest. Riskant legte sie sich in die Kurve, als ein kleiner, dunkler Schatten direkt vor ihr über die Straße flitzte. Sie bremste so scharf ab, dass das Hinterrad unter ihr wegdriftete - und landete mit einem unsanften Schlag auf dem Boden.

Benommen richtete sie sich auf. Sie hatte Glück gehabt, denn bis auf ein aufgeschürftes Knie und eine ordentliche Prellung am Steiß schien sie mit einem Schrecken davongekommen zu sein. Als sie sich allerdings das Fahrrad genauer ansah, verzog sie unwillig das Gesicht. Sie war mit dem Hinterrad an den Randstein geprallt und hatte jetzt einen fetten Achter in der Felge.

»So ein Mist! Jetzt kann ich das letzte Stück auch noch schieben!«, fluchte Hannah, während sie das Rad aufrichtete und den völlig verrutschten Rucksack auf dem Gepäckträger wieder geraderückte.

»Von wegen, Moped fahren ist zu gefährlich! Jetzt sollte Paps mal hier sein und sich den Schlamassel ansehen, in dem

ich stecke. Im Stockdunkeln mit einem blöden, kaputten Fahrrad, und keine Menschenseele weit und breit. Na, dem werde ich was erzählen, wenn er mir wieder davon anfängt, dass ich auf den Autoführerschein warten soll!«

Immer noch murrend schob Hannah das quietschende Rad weiter, als sie einen kalten Luftzug spürte, bei dem sich unwillkürlich ihre Nackenhärchen aufrichteten. Es fühlte sich an, als wäre sie plötzlich mitten in eine eisige Nebelfront geraten. Die nächtlichen Geräusche drangen nur noch gedämpft an ihr Ohr und ein stechender, fremdartiger Geruch lag in der Luft. Sie wollte ihre Schritte beschleunigen, um so schnell wie möglich von hier fortzukommen, doch ihre Beine fühlten sich an wie gelähmt. Völlig erstarrt stand sie da. Ihr Herz begann zu rasen, das Blut rauschte in ihren Ohren wie ein Wasserfall.

»Was zum Teufel ist hier los?«

Der stechende Geruch verstärkte sich und plötzlich wusste Hannah wieder, woran er sie erinnerte. Es war der typische scharfe Geruch, den sie von den Gehegen fleischfressender Wildtiere kannte.

Sie begann zu zittern - die instinktive Reaktion der Beute, welche die Nähe des Raubtieres spürte.

Eine leise Bewegung im Schatten der hinter ihr liegenden Halle ließ ihr Herz noch schneller schlagen und löste einen Teil ihrer Erstarrung. Vorsichtig drehte Hannah den Kopf. Ihr stockte der Atem.

Eine hohe, schmale Gestalt bewegte sich unheimlich gleitend auf sie zu.

Oh bitte nicht! Nicht so was!

Ein entsetztes Stöhnen entfuhr ihr. Das durfte nicht wahr sein. So etwas konnte ihr nicht passieren. So etwas geschah in irgendwelchen blöden Krimis – und sie hasste Krimis. Sie hatte Krimis schon immer gehasst und nie verstanden, wie man sich freiwillig irgendwelche widerlichen Verbrechen ansehen konnte.

Zu Tode erschrocken starrte sie weiter in die Dunkelheit. Die Gestalt kam langsam, aber unabwendbar näher. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr. Sie wirkte irgendwie nicht *normal*, ihre Bewegungen hatten nichts Vertrautes an sich, ja, sie wirkten nicht einmal menschlich.

Sie war nicht in einem Krimi gelandet, sondern im reinsten Albtraum!

Als Hannah dieser Gedanke durch den Kopf schoss, kehrte die Beweglichkeit in ihre Beine zurück. Mit einem unterdrückten Stöhnen schwang sie sich auf das kaputte Rad. Jetzt war wirklich nicht die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, ob der verdammte Achter danach noch zu reparieren war. Jetzt zählte nur noch eins. Abhauen, so schnell wie möglich, weg von der schleichenden Gestalt, raus aus diesem Albtraum!

Wie eine Wahnsinnige trat Hannah in die Pedale, ohne auf das durchdringende Schleifgeräusch der Felge zu achten. Stattdessen glaubte sie, ein leises Knurren zu hören, das irgendwo aus der Richtung vor ihr kam.

Los, nur schnell weiter! Hör jetzt bloß nicht auf und fall, um Himmels willen, nicht noch mal um!

Voller Panik versuchte sie, sich selbst anzuspornen. Ein kurzer Blick über die Schulter zeigte ihr, dass der Verfolger noch im gleichen Abstand hinter ihr war. Er sah aus, als würde er sich nicht sonderlich anstrengen, um sie einzuholen. Und noch während sie sich fragte, was er wohl im Sinn hatte, kam ihr ein Verdacht, bei dem ihr speiübel wurde.

Er will mich gar nicht einholen, er treibt mich geduldig vor sich her. Wie ein Wolf, der die Beute in Richtung seines Rudels treibt.

Bei diesem Gedanken verlangsamte Hannah die rasante Fahrt. Angestrengt startete sie in die Dunkelheit vor sich, die von bizarren Schattenbildern durchbrochen wurde, welche die Sicherheitsbeleuchtung einer Firma auf die Straße warf. Wieder vernahm sie das heisere Knurren, das sie vorhin

schon einmal kurz zu hören geglaubt hatte.

Es sind mehrere und sie haben Hunde!

Tatsächlich glitten nun zwei weitere, unglaublich hohe Gestalten wenige Meter vor ihr aus dem Schatten in das diffuse Licht. Hannah machte eine Vollbremsung, die sie beinahe erneut das Gleichgewicht kostete. Das Fahrrad glitt aus ihren kraftlosen Händen.

Das hier war kein Traum, sondern bitterer, lebensbedrohender Ernst.

Fieberhaft suchte Hannah nach einer Fluchtmöglichkeit – doch es gab keine. Hinter ihr glaubte sie, schleichende Schritte zu hören, und sie wusste, dass sich jetzt auch ihr erster Verfolger in unmittelbarer Nähe befand. Ihre Hand fuhr suchend in die Jackentasche, wo der Hausschlüssel steckte. Es war lächerlich, aber das war der einzige Gegenstand, den sie bei sich hatte und der auch nur annähernd als Waffe zu gebrauchen war. Sie trug keine Schuhe mit spitzen Absätzen und hatte gerade auch keinen Kugelschreiber zur Hand, den sie ihren Angreifern ins Auge stechen konnte.

Schon damals, als Hannah nicht besonders erfolgreich an einem Selbstverteidigungskurs teilgenommen hatte, hatte sie stark daran gezweifelt, dass sie irgendeine dieser seltsamen Techniken, die der Trainer ihnen vorgeführt hatte, im Ernstfall auch tatsächlich umsetzen könnte. Und jetzt musste sie feststellen, dass ihre Zweifel völlig berechtigt gewesen waren. Sie hatte nicht die geringste Chance gegen ihre Verfolger.

Der strenge Geruch wurde intensiver, je näher die Gestalten an sie heranschlichen, und die knurrenden Laute nahmen zu. Entsetzt erkannte Hannah, dass ihre Verfolger keine Hunde bei sich hatten. Das hatten sie überhaupt nicht nötig. Auf eine grauenhafte und völlig fremdartige Weise waren sie wie Hunde – nein, eher wie Wölfe. Die beiden Gestalten vor ihr waren mittlerweile so nah herangekommen, dass sie undeutlich ihre Gesichtszüge erkennen konnte. Allein dieser

Anblick genügte, um Hannah an den Rand einer Ohnmacht zu bringen. Nichts, was sie je zuvor gesehen hatte, hätte sie auf ein solches Grauen vorbereiten können.

Hannah blickte in schmale Wolfsaugen, die gelb aufleuchteten, sobald ein Lichtschein auf sie fiel. Sie glühten in hageren, sehr dunklen Gesichtern unter dichten, schwarzen Augenbrauen. Auch die schulterlangen Haare waren tiefschwarz und drahtig wie eine Mähne. Abgesehen von den wilden Augen, war es aber die Mund- und Nasenpartie dieser Wesen, die ihnen ein ganz und gar unmenschliches Aussehen verlieh. Sie war stark ausgeprägt, und als einer von ihnen die schmalen Lippen zu einem fiesem Lächeln verzog, konnte Hannah ein Gebiss aufleuchten sehen, das jedem Raubtier Ehre gemacht hätte.

Fassungslos schüttelte Hannah den Kopf.

»Nein, bitte nicht! Lass es bitte nicht wahr sein!«

Doch die Fremden hatten sie bereits eng umkreist und Hannah hegte keinen Zweifel mehr an ihren Absichten. Ihre Hand, die den Schlüssel umklammert hielt, verkrampfte sich, während sich die Welt vor ihren Augen zu drehen begann. Sie spürte ein Knacken in den Ohren und der Boden unter ihren Füßen begann zu beben. Verzweifelt schnappte sie nach Luft. Sie durfte jetzt auf keinen Fall das Bewusstsein verlieren!

Etwas wie ein schwarz glühender Blitz schlug direkt hinter einem der Angreifer in den Boden ein und Hannah zuckte entsetzt zurück.

Noch bevor sie verstehen konnte, was das alles zu bedeuten hatte, erschien plötzlich eine weitere finstere, riesenhafte Gestalt wie aus dem Nichts. Sie hielt ein Schwert in der Hand.

Hannah sah die Waffe silbern aufblitzen – und einer ihrer drei Angreifer sackte lautlos in sich zusammen.

Viel schneller als es ihre Augen erfassen konnten, wirbelten die beiden anderen Fremden zu dem Neuankömmling herum.

Sie hielten plötzlich ebenfalls Waffen in den Händen. Es handelte sich dabei um etwas kürzere, dolchartige Klingen, die sie mit unglaublicher Geschwindigkeit einsetzten.

Der Kampf, der nun zwischen dem Neuankömmling und Hannahs beiden verbliebenen Angreifern entbrannte, lief so rasant ab, dass sie ihm nicht folgen konnte. Ihre Augen begannen zu tränen, als sie versuchte, die unmenschlich schnelle Folge aus Tritten und Sprüngen wahrzunehmen. Es wirkte wie ein wilder, wirbelnder, absolut tödlicher Tanz.

Hannah wusste nicht, wie lange sie das unglaubliche Geschehen verfolgte, bis sie bemerkte, dass der später aufgetauchte Fremde ganz allmählich zurückwich und seine beiden Gegner dabei Schritt für Schritt aus ihrer unmittelbaren Nähe hinausmanövrierte.

Völlig hilflos stand sie da und beobachtete diese tödliche Auseinandersetzung, als sie den Blick ihres Verteidigers aufging. Sie sah glühende Augen unter finster zusammengezogenen Brauen. Eine heisere Stimme ertönte.

»Mach, dass du wegstommst, Mädchen! Ich kann sie vielleicht nicht länger aufhalten.«

Hannah blinzelte verwirrt, während die rauen Worte in ihr nachklangen. Er hatte zu ihr gesprochen. Er war hier, um ihr zu helfen. Dieser Gedanke gab ihr neuen Mut. Sie sah, wie die beiden Angreifer den Gegner in die Zange nahmen und noch heftiger auf ihn eindrangen.

Ich muss irgendetwas tun, irgendetwas muss mir einfallen, so fort!

Ohne groß nachzudenken, lief Hannah zu dem auf dem Boden liegenden Körper des Fremden und kniete neben ihm nieder.

Er war einer von denen, bestimmt hat er auch so eine Waffe bei sich gehabt. Los, Hannah, es geht um dein Leben, sei jetzt bloß nicht zimperlich.

Entschlossen drängte sie das würgende Gefühl zurück, das in ihr aufstieg, und drehte den reglosen Körper mit aller Kraft

auf den Rücken. Krampfhaft bemühte sie sich, nicht auf die klaffende Wunde in seiner Brust zu achten. Das Schwert des Fremden hatte ihren Angreifer vollständig durchbohrt.

Der beißende Geruch, der von dem Toten ausging, war unerträglich. Mit angehaltenem Atem konzentrierte Hannah sich auf die Ausrüstung des Fremden. Sie stöhnte erleichtert auf, als sie eine der dolchartigen Waffen entdeckte, die an einem Gurt um seine Hüfte hing. Verbissen kämpfte sie gegen ihre Übelkeit an, streckte eine Hand aus und zog den Dolch hervor. Jetzt war keine Zeit für Skrupel, sie benötigte eine Waffe.

Als sie sich wieder aufrichtete, bemerkte sie, dass der erbitterte Kampf mittlerweile eine neue Wendung genommen hatte. Soweit Hannah erkennen konnte, kämpfte ihr Verteidiger nur noch gegen einen ihrer Angreifer, den er immer weiter in die Enge trieb. Der andere Angreifer zog sich währenddessen langsam zurück. Dann, schneller, als Hannah auch nur blinzeln konnte, war dieser Fremde bei ihr und packte sie mit schmerzhaftem Griff am linken Arm. Seine Nägel gruben sich dabei tief in ihr Fleisch. Er beugte sich zu ihr hinunter und knurrte ihr etwas ins Ohr.

Erst jetzt wurde Hannah bewusst, wie riesig die Fremden tatsächlich waren. Durch ihre schmale und sehnige Figur hatten sie nur wie sehr große Männer gewirkt, doch nun erkannte sie, dass ihr Angreifer weit über zwei Meter maß. Sein heißer, stechender Atem streifte ihr Gesicht, während die gelben Augen sie förmlich zu hypnotisieren schienen. Dann griff er in eine Tasche an seinem Gurt.

Hannah reagierte instinktiv, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken. Mit einem verzweifelten Aufschrei holte sie mit ihrem rechten Arm aus und stieß dem Fremden den Dolch in den Bauch. Entsetzt sah sie, wie ein Zucken über sein Gesicht lief. Sein eiserner Griff löste sich von ihrem Arm und wie in Zeitlupe glitt er zu Boden, die Hände jetzt fest um den aus seinem Leib ragenden Griff der Waffe geklammert. Noch während er fiel, bohrte sich sein Blick voller Hass in

Hannahs Augen und ließ sie nicht mehr los.

Um Himmels willen, was hab ich getan?

Wie aus weiter Ferne hörte sie ihr eigenes Wimmern. Sie zitterte am ganzen Körper und nahm kaum wahr, dass sie von dem zuletzt aufgetauchten Fremden an den Schultern gepackt und zur Seite geschoben wurde.

Er hatte den erbitterten Zweikampf gewonnen und kniete nun so vor dem am Boden liegenden Angreifer, dass er Hannah mit seinem Rücken die Sicht auf den schwer verletzten Angreifer verdeckte. Hannah nahm nur eine blitzschnelle Bewegung wahr, den Anflug eines Röchelns – und tödliche Stille kehrte ein.

Der Fremde verharrte kurz mit gesenktem Kopf bei dem Toten, dann erhob er sich mit einer geschmeidigen Bewegung, steckte einen schmalen Dolch zurück in die Scheide an seinem Gürtel und wandte sich dem Mädchen zu.

Hannah konnte nur dastehen und ihn aus weit aufgerissenen Augen anstarren.

Ein finsterner Blick aus schmalen Augen, die nicht ganz so gelb leuchteten wie die der drei anderen Fremden, traf sie. »Du hättest verschwinden sollen, als ich es dir gesagt habe.«

Wieder musste Hannah dem Klang der heiseren Stimme nachlauschen, um die Worte zu verstehen. Sie waren kaum mehr als ein raues Flüstern.

»Tritt einige Schritte zurück, wenn du die Nacht doch noch überleben möchtest!«

Hannah stand völlig erstarrt vor ihm.

Ein ungeduldiges Knurren erklang, als er sah, dass sie keine Anstalten machte, seine Anweisung zu befolgen, sondern ihn weiterhin nur reglos anstarrte. Mit zwei gleitenden Schritten war er bei ihr und schob sie recht unsanft mehrere Meter vom Ort des Geschehens fort.

Sie ließ es teilnahmslos mit sich geschehen.

Das ist alles nur ein Traum, Hannah, nur ein Traum. Gleich wachst du auf und liegst gemütlich in deinem Bett. Alles wird gut.

Verständnislos beobachtete sie, wie der Fremde zu den toten Angreifern trat, ein rundes Gefäß aus einer Tasche seines dunklen Umhangs holte und ihre Körper sorgfältig mit einer Flüssigkeit beträufelte. Dann holte er ein weiteres Gefäß hervor, in dem sich so etwas wie ein glühender Stein befand, entzündete daran einen schmalen Holzspan und hielt ihn an die Toten. Eine kleine Stichflamme loderte auf. Mit einem unangenehm zischenden Geräusch verbrannten die Körper im Bruchteil weniger Sekunden. Sie hinterließen keinerlei Spuren, nur eine dünne Ascheschicht, die innerhalb kürzester Zeit vom leichten Nachtwind verweht wurde.

Entsetzt fuhr Hannah aus ihrem tranceartigen Zustand hoch. Ihr Herz raste und ihr linker Arm brannte wie Feuer. Der Schmerz war zu real, es konnte einfach kein Traum sein. Voller Panik sah sie zu dem Fremden auf, der nun langsam mit grimmiger Miene auf sie zukam. Er überragte sie um gut zwei Köpfe. Als er diesmal sprach, hatte sie kaum noch Schwierigkeiten, ihn zu verstehen.

»Bist du verletzt? Hat dich einer von ihnen erwischt?«

Langsam schüttelte Hannah den Kopf. Sie musste erst einmal schlucken, bevor sie sich ihrer Stimme sicher war. »Nein, nur mein Arm tut weh, dort, wo mich der eine gepackt hat.« Unwillkürlich strich sie mit der rechten Hand über den brennenden Arm.

Seine finstere Miene wurde noch düsterer. Vorsichtig nahm er ihren Arm und schob den zerrissenen Ärmel ihrer Jacke zurück. Seine Bewegungen waren so schnell, dass er die blutigen Kratzspuren bereits betrachtete, noch bevor Hannah entsetzt zusammenzuckte. Als er ihre panische Reaktion bemerkte, ließ er den Arm sofort los und trat einen Schritt zurück.

Schön blöd, schimpfte Hannah mit sich selbst. Ich benehme mich wirklich schön blöd. Vielleicht wäre ja eher ein wenig Dankbarkeit gesagt.

Entschuldigend sah sie zu ihm auf. Was auch immer er war,

er hatte ihr das Leben gerettet. Wenn er ihr irgendetwas antun wollte, hätte er es schon längst tun können. Stattdessen sorgte er sich um ihre Verletzung und sie stieß ihn vor den Kopf.

Doch noch bevor sie den Mund aufmachen konnte, hatte er bereits einen kleinen Tiegel aus seinem Umhang geholt, den er ihr hinhielt. »Du musst diese Heilpaste unbedingt auf die Verletzungen auftragen. Sie sind mit einem Gift infiziert, das für euch Menschen üble Folgen hat, wenn es nicht entzogen wird. Trage die Paste morgens und abends auf, bis wirklich keine Spuren der Verletzung mehr zu sehen sind. Hast du das verstanden?«

Als er Hannahs verständnislosen Blick sah, seufzte er ungeduldig auf, öffnete den Tiegel und entnahm daraus eine klebrige, grüne Paste. Vorsichtig fasste er wieder nach Hannahs Arm, während er sie forschend betrachtete. Als er kein weiteres Zurückzucken bemerkte, verstrich er die Paste sorgfältig auf den Wunden, die von den scharfen Nägeln des Angreifers stammten. Fasziniert beobachtete Hannah die langen, schlanken Hände des Fremden, die sanft die Salbe auftrugen. Dieselben Hände, mit denen er vor wenigen Minuten, ohne zu zögern, drei Leben ausgelöscht hatte. Sie sahen absolut menschlich aus, allerdings fühlte sich ihre Berührung anders an als die Berührung einer Menschenhand. Es ging eine unglaubliche Wärme von ihnen aus, die sich wohltuend in ihrem erstarrten Körper ausbreitete. Hannah fühlte sich auf einmal unsäglich müde. Sie hätte alles dafür gegeben, jetzt einfach ihre Augen schließen und einschlafen zu können.

Abrupt schreckte sie hoch, als sie das Gleichgewicht verlor und gegen die Brust des Fremden taumelte. Verlegen blickte sie zu ihm hoch. Sie glaubte zu erkennen, dass sein dunkles, fremdartiges Gesicht jetzt weniger finster wirkte, sondern einen besorgten Ausdruck angenommen hatte.

»Du bist völlig am Ende, nicht wahr?« Die raue Stimme

klang nun auch viel weicher. »Wie weit hast du es noch in dein Heim? Wirst du es schaffen?«

Zweifelnd sah er sie an, als Hannah entschlossen nickte. »Ich komme schon klar. Es ist wirklich nicht mehr weit.« Sie machte eine möglichst zuversichtliche Miene. »Ich nehme an, du musst auch wieder dorthin, woher du gekommen bist?«

Ein feines Lächeln erhellte sein Gesicht, als er den neugierigen Unterton in Hannahs Stimme hörte. Das Lächeln verwandelte seine ungewohnten Gesichtszüge auf unfassbare Weise und ließ ihn beinahe menschlich erscheinen. Mit einem Mal kam er ihr überhaupt nicht mehr beängstigend vor, nur sehr geheimnisvoll und ziemlich exotisch.

»Ja, für mich ist es höchste Zeit. Ich sollte so kurz wie möglich in deiner Welt verweilen, obwohl sie wirklich faszinierend ist. Pass in Zukunft besser auf dich auf und laufe nachts nicht mehr durch einsame Gegenden!« Mit diesen Worten glitt er etwas zurück in den Schatten und griff dabei in eine Tasche an seiner Hüfte.

Hannah sah, dass er einen faustgroßen Stein herauszog. Sie machte schnell einen Schritt auf ihn zu. »Halt, warte, du kannst jetzt doch nicht einfach so ohne Erklärung verschwinden! Wer bist du? Außerdem habe ich dir noch gar nicht gedankt.«

Sie hörte ein leises, heiseres Lachen. »Es gibt nichts zu danken. Ich habe lediglich das Gleichgewicht wiederhergestellt. Und es ist besser für dich, nichts zu wissen. Vergiss dieses Erlebnis. Vergiss, dass du mich je gesehen hast, dir würde sowieso niemand glauben. Also sprich zu deinem eigenen Schutz mit niemandem über dieses Ereignis! Bald wird dir alles nur noch wie ein böser Traum vorkommen. Aber vergiss nicht, die Heilpaste aufzutragen!«

Hannah sah, wie er nach seinen Worten die Hand, in der er den Stein hielt, an die Brust legte. Die Luft um ihn herum begann zu flimmern.

Das kann doch alles gar nicht wahr sein!

Gebannt starrte sie auf den Fremden, der sich in einer wabernden, dunklen Luftglocke zu befinden schien. Sie sah, wie sich sein Gesicht plötzlich verfinsterte und schließlich einen schmerz erfüllten Ausdruck annahm. Dann beruhigte sich der Luftwirbel, der ihn umgab. Der Fremde schwankte keuchend auf der Stelle. Besorgt lief Hannah zu ihm. Irgendetwas war hier ziemlich schiefgegangen, soviel war klar.

»Fjantador!«, entfuhr es ihm. Sein Atem rasselte und gab seiner Stimme einen noch rauereren Klang.

»Was ist passiert? Bist du verletzt?«, fragte Hannah besorgt.

Als sie seinem Blick begegnete, wurde Hannah unruhig. Er sah ziemlich fassungslos, wenn nicht sogar verstört aus. Fragend blickte sie zu ihm auf.

Der Fremde nahm einen tiefen Atemzug. »Ich weiß selbst nicht, was geschehen ist. Der Übergang in meine Welt scheint auf irgendeine Weise blockiert zu sein. So etwas ist mir noch nie passiert und ich kenne auch keinen Fall, bei dem sich Derartiges ereignet hätte.«

Hannah schluckte. »Du meinst, du kannst nicht mehr nach Hause zurück, du sitzt hier fest?«

Ein feines Lächeln ließ seinen Mundwinkel zucken, als er das echte Entsetzen in ihrer Stimme hörte. Hannah beobachtete fasziniert das schnell wechselnde Mienenspiel ihres ungewöhnlichen Retters.

»So in etwa könnte man es ausdrücken«, nickte er und hob dabei leicht die Schultern.

»Aber was wirst du denn jetzt machen?«, entfuhr es Hannah. »Ich meine, das ist ja nicht gerade so, als ob du einen Bus verpasst hast und auf den nächsten warten musst, oder?«

Er hatte ihrem Wortschwall mit gerunzelter Stirn zugehört und antwortete etwas zögernd. »Nein, ich glaube nicht, dass sich meine Situation damit vergleichen lässt, wenn ich auch nicht genau weiß, was ein Bus ist.«

»Ja, klar«, Hannah wurde etwas rot, »woher solltest du das auch wissen? Trotzdem, was wirst du jetzt tun?«

Es machte sie nahezu wahnsinnig, dass er so ruhig blieb. Sie wurde beinahe starr vor Angst, wenn sie daran dachte, dass er hier in dieser für ihn offensichtlich völlig fremden Welt gefangen war. Jeder, der ihn sah, würde schreiend davonlaufen und die Polizei rufen. Sie würden Jagd auf ihn machen, ihn fangen, einsperren und irgendwelche schrecklichen Versuche mit ihm anstellen. Ihr wurde ganz schlecht bei diesen Gedanken.

Anscheinend sah man ihr das auch an, denn der Fremde beugte sich besorgt zu ihr. »Geht es dir nicht gut?«

»Ob es mir nicht gut geht?«, fuhr Hannah ihn fassungslos an. »Ist dir eigentlich nicht klar, in welcher Gefahr du dich hier befindest? Wenn du nicht aufpasst, landest du in Nullkommanichts in irgendeiner Monstrositätenshow oder in einem geheimen Forschungslabor, wo sie dich total auseinandernehmen. Und ich bin schuld, weil du mir das Leben gerettet hast! Und da fragst du, ob es mir nicht gut geht.«

Hannah hatte sich so in Rage geredet, dass sie erst einmal tief Luft holen musste. Der Fremde sah sie verwirrt an. Bestimmt hatte er so gut wie kein Wort von dem verstanden, was da gerade aus ihr herausgesprudelt war.

Seine glühenden Augen verdunkelten sich. »Machst du dir wegen mir etwa Sorgen? Das ist sehr freundlich, aber keine Angst, ich kann auf mich aufpassen. Wenn ich nicht gefunden werden will, findet man mich auch nicht.«

»Und wie lange willst du dich verstecken?«, schnaubte sie unwillig. »Dein ganzes restliches Leben lang?«

Wieder erschien das feine Lächeln auf seinem fremdartigen Gesicht. »Ich werde einen Weg finden, zurückzukehren, glaube mir. Aber zunächst werde ich es noch einmal auf die übliche Art versuchen.«

Wieder trat der Fremde einige Schritte zurück, konzentrierte sich und hielt sich den seltsamen Stein an die Brust.

Wie schon davor erschien der Luftwirbel, der endlos lange um ihn herumzutanzten schien, ohne dass eine Änderung eintrat.

Hannah verfolgte besorgt, wie sich sein Gesicht erneut voller Schmerz verzog und er schließlich taumelnd auf die Knie fiel. Seine raue Stimme klang abgehackt. »Nein, dieser Weg scheint fürs Erste versperrt zu sein.« Langsam kam er wieder auf die Beine.

Hannah zögerte kurz, dann holte sie tief Luft und sah zu ihm auf. Entschlossen unterdrückte sie ein Schaudern, als sie die unheimlichen Augen mit ihrem merkwürdig reflektierenden Leuchten auf sich fühlte. »Dann kommst du jetzt erst einmal mit mir. Dort bist du in Sicherheit und kannst in aller Ruhe über deine nächsten Schritte nachdenken.«

Das Herz schlug ihr bis zum Hals, während sie dieses Angebot machte. Es war schon unvorsichtig genug, einen fremden Menschen mit nach Hause zu nehmen. Dieses Angebot jedoch einem Wesen gegenüber zu machen, das nicht nur fremd, sondern völlig fremdartig war, war eigentlich der reine Wahnsinn. Sie hatte gesehen, wie effektiv dieser Fremde, ohne mit der Wimper zu zucken, drei der furchterregendsten Kreaturen, die sie sich nur vorstellen konnte, getötet hatte – mal ganz abgesehen davon, dass er selbst auch so eine zu sein schien. Und jetzt lieferte sie sich ihm einfach so aus.

Doch als sie zu ihm aufsah und seinem ruhigen, forschenden Blick begegnete, wusste Hannah einfach, dass sie vor ihm nichts zu befürchten hatte. Vorsichtig lächelte sie ihn an.

Der Fremde blickte ihr ernst in die Augen, legte leicht eine Hand an die Brust und neigte in einer fließenden Bewegung den Kopf. »Ich danke dir für dein großzügiges Angebot. Ich nehme es gern an.«

Wieder fanden seine Augen ihr Gesicht und ein weicher Ton schwang in der heiseren Stimme mit. »Mein Name ist Hralfor. Ich stamme aus der Welt Vargor.«

Verstohlen betrachtete Hannah den Fremden, der wie selbstverständlich an ihrer Seite durch die dunklen Straßen einer ihm unbekanntem Welt lief.

Aber eigentlich konnte man das, was er tat, nicht richtig als Laufen bezeichnen. Es war eher ein Gleiten, völlig geräuschlos und von einer verstörenden, absolut nichtmenschlichen Geschmeidigkeit – wie eine Raubkatze, die sich lautlos an ihre Beute heranpirschte.

Bei diesem Gedanken fröstelte sie. Auch wenn man seine ungewöhnlichen Gesichtszüge im Dunkeln nicht erkennen konnte und seine enorme Größe außer Acht ließ, konnte man ihn aufgrund seiner Bewegungen selbst aus der Ferne einfach nicht für einen Menschen halten. Das gelegentliche Aufglühen seiner Augen im schwachen Schein der Straßenbeleuchtung sowie der weite, dunkle Umhang, der seinen sehnen Körper fast vollständig verhüllte, verstärkte den unheimlichen und völlig andersartigen Eindruck noch um ein Vielfaches.

Hannah konnte nur inständig hoffen, dass niemand ihnen begegnete oder auf sie aufmerksam wurde. Entsetzt wurde ihr klar, dass das gequälte Quietschen ihres Fahrrads genau die Art von Aufmerksamkeit erregte, die sie so dringend vermeiden wollte. Schnell hob sie das Rad am Hinterreifen an, und das Geräusch verstummte.

Wenn sie nur nicht so entsetzlich müde und erschöpft wäre. Sie konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen. Und das unergründliche Schweigen, in das sich der Fremde hüllte, kostete sie noch die letzten Nerven.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, wandte der Fremde, der sich Hralfor nannte, den Kopf und sah grübelnd auf sie

hinab. Dann griff er wortlos nach dem Fahrrad und hob es sich auf die Schulter. Hannah schnappte nach Luft. Das alte Ding war tonnenschwer und er sah aus, als würde er lediglich einen Tennisschläger schultern! Als Hralfor ihren faszinationslosen Blick bemerkte, schenkte er ihr ein fast entschuldigendes, kleines Lächeln, das Hannah die Absurdität dieser ganzen Situation erst so richtig zu Bewusstsein brachte. Und plötzlich musste sie einfach loskichern.

Das alles ist völlig verrückt! Das würde mir nie jemand glauben. Da laufe ich mit irgendeinem Superwesen von einem anderen Stern durch die Straßen und mache mir Sorgen wegen eines quietschenden Fahrrads.

Hannah gab sich die größte Mühe, nicht laut loszuprusten. Tief in ihrem Inneren wusste sie, dass sie kurz vor einem hysterischen Anfall stand, doch auch das konnte ihre Erheiterung nicht zügeln.

Hralfor beobachtete Hannah beunruhigt, zuckte aber schließlich mit den Achseln. Es war besser, sie lachte über diese Situation, als dass sie in Panik geriet. Sie hatte bisher sowieso schon erstaunliche Stärke darin bewiesen, wie sie mit den für sie unerklärlichen und lebensbedrohenden Erlebnissen zurechtgekommen war. Sie hatte sogar einen der Verbannten abgewehrt und sich damit vor einem schrecklichen Schicksal bewahrt.

Grimmig presste er die Lippen aufeinander, als er daran zurückdachte, wie knapp sie vorhin einer Entführung entgangen war. Ohne ihre Geistesgegenwart wäre er zu spät gekommen. Wenn er sich vorstellte, was sie auf dem Kontinent der Verbannten erwartet hätte, kam ihm seine eigene vertrackte Lage in dieser fremden Welt regelrecht harmlos vor. Irgendwie würde er schon einen Weg finden, der ihn hier wieder herausbrachte. Es war schließlich nicht das erste Mal, dass er gegen seinen Willen in einer fremden Welt festgehalten wurde. Allerdings war er dem Mädchen doch sehr dankbar

dafür, dass sie ihm Unterschlupf gewährte, bis er sich ein wenig orientiert hatte. Er warf Hannah noch einen kurzen, prüfenden Blick zu. Es hatte sie eine Menge Mut gekostet, ihm, der auf sie wie eine furchterregende Bestie wirken musste, dieses Angebot zu machen. Aber dass sie über Mut verfügte, hatte er schon gewusst, als sie nicht die Flucht ergriffen hatte, sobald sich ihr die Gelegenheit dazu geboten hatte.

Sie waren mittlerweile im Wohngebiet angekommen und die Lichter der Straßenlampen beleuchteten die beiden Passanten erbarmungslos.

Hannah beschleunigte ihre Schritte, bis sie beinahe rannte. Der Fremde blieb weiterhin völlig lautlos an ihrer Seite. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war jetzt am größten. Es war kurz vor Mitternacht und in den Fenstern einiger Häuser brannte Licht. Wenn nur einer der Bewohner zufällig hinausblickte, steckten sie in Schwierigkeiten. Hannah sprach ein Stoßgebet nach dem anderen. Sie erwartete, jeden Augenblick einen entsetzten Aufschrei zu hören. In der Ferne glaubte sie sogar, eine Polizeisirene zu vernehmen.

Alle Müdigkeit war plötzlich wie weggeblasen. Ihr Herz schlug hart gegen ihre Rippen und sie lief noch schneller. Nur noch wenige Häuser, dann kamen sie zu dem kleinen Weg, der zum Haus ihrer Cousine führte. Dort gab es nur eine einzige, recht trübe Straßenlampe und die Gärten der Nachbarn waren von hohen, dichten Hecken eingefasst.

Erleichtert seufzte Hannah auf, als sie schließlich in diesen Weg einbogen. Sie verlangsamte ihre Schritte und atmete erst einmal tief durch. Ganz allmählich beruhigte sich auch ihr rasender Puls.

Das ist völlig verrückt. Ich habe gerade fast genauso viel Angst gehabt wie während des Überfalls, bei dem ich doch in Lebensgefahr war. Verwirrt runzelte sie die Stirn. Es wird höchste Zeit, dass ich endlich ins Bett komme. Ich bin schon völlig überdreht. Unbehaglich zog sie die Schultern hoch, als sie daran dachte,

dass sie in dieser Nacht nicht allein sein würde.

Sie waren nun vor dem Haus ihrer Verwandten angekommen und Hannah sah prüfend zu dem hochgewachsenen Fremden auf, der ihren Blick ruhig erwiderte. In seinen glühenden Augen glaubte sie, Verständnis für ihre Lage zu erkennen. Sofort fühlte sie sich ein wenig besser.

»Wir sind jetzt da«, murmelte sie.

Ungeschickt holte sie den Schlüssel aus der Jackentasche und fummelte eine Weile fluchend mit unsicheren Händen am Schloss herum. Als der Schlüssel endlich steckte und mit einem leisen Klicken das Schloss öffnete, seufzte sie erleichtert auf.

Hralfor hatte mittlerweile das Fahrrad von der Schulter gehoben und an die Hauswand gelehnt. Nach kurzem Zögern nahm er ihren Rucksack vom Gepäckträger, dann folgte er Hannah in den dunklen Hausflur. Ohne das Licht anzuschalten, lief sie zu der Tür, die in die kleine Einliegerwohnung führte und öffnete sie. Hier machte sie Licht und hielt Hralfor die Tür einladend auf.

Die Wohnung bestand aus einem größeren Wohnraum mit Küchenzeile, einem kleinen Bad und einem winzigen Schlafzimmer. Kurz spielte Hannah mit dem Gedanken, den Fremden in den oberen Räumen ihrer verreisten Cousine einzuquartieren, aber irgendwie erschien ihr das wie ein Vertrauensbruch ihren Verwandten gegenüber. Hannah seufzte auf. Sie musste eben einfach damit klarkommen, auf engstem Raum mit diesem Fremden zu wohnen. »Du kannst hier im Wohnraum schlafen. Allerdings fürchte ich, dass die Couch für dich zu kurz ist.«

Es handelte sich um einen Zweisitzer von höchstens einem Meter fünfzig Länge. Sie konnte ein nervöses Grinsen nicht unterdrücken, als sie sich vorstellte, wie Hralfor seine lange Gestalt darauf unterzubringen versuchte. »Ich habe aber irgendwo noch eine Isomatte herumliegen sehen. Zusammen mit ein paar Decken könnte es gehen.«

Hralfor hob beschwichtigend die Hand. »Mach dir keine Mühe, ich kann sehr gut auf dem Boden ruhen.«

»Quatsch!«, entfuhr es Hannah. »Ich hole dir die Sachen. Mach es dir in der Zwischenzeit gemütlich. Ach ja, hinter der Tür dort ist das Bad.«

Unsicher sah sie den Fremden an. Vielleicht konnte er ja überhaupt nichts mit einem Bad anfangen?

Hralfor deutete ihren Blick ganz offensichtlich richtig. Auf seinem Gesicht erschien ein amüsiertes Lächeln. »Keine Angst. Ich bin mit der Bedeutung eines Bades durchaus vertraut. Die Bewohner meiner Heimatwelt sind ein sehr reinliches Volk.«

Bei seinen Worten lief Hannah knallrot an. Verlegen stammelnd zog sie sich zurück, um die Isomatte und die Decken zu holen. Sie war froh, einen Grund zu haben, um aus seiner übermächtigen Präsenz zu fliehen.

Verdammt, Hannah, da hast du ja ein schönes Ei gelegt! Ein Glück nur, dass er Humor zu besitzen scheint. Er muss ja denken, ich glaube, er kommt aus der Steinzeit oder schlimmer noch, ich halte ihn für ein Tier. Bei diesem Gedanken stöhnte sie auf. Ich brauche dringend ein Lehrbuch darüber, wie man mit wild aussehenden Außerirdischen umgeht, ohne sie vor den Kopf zu stoßen.

Viel zu schnell hatte sie die Sachen im Keller gefunden und ging damit recht zögerlich wieder in ihre Wohnung. Der Fremde wandte ihr den Rücken zu und blickte durch einen Spalt des Vorhangs hinaus in den Garten. Er trug nach wie vor seinen Umhang und sah so aus, als wollte er das Haus jeden Moment wieder verlassen.

Eilig machte sie sich daran, die Isomatte in dem geräumigsten Winkel des Zimmers auszurollen. Als sie die Decken so darüber drapierte, dass seine lange Gestalt einigermaßen weich liegen konnte, wurde sie von Hralfors heiserer Stimme aufgeschreckt.

»Ich weiß, dass das alles schwierig für dich ist und bin dir sehr dankbar für deine Hilfe. Ich kann dich nur bitten, mir

zu glauben, dass ich dir kein Leid zufügen werde.«

Langsam drehte er sich zu ihr um. Hannah stockte kurz der Atem, als das Licht der Zimmerlampe sich in seinen Augen fing und sie hell aufglühen ließ. Er betrachtete sie prüfend. »Wenn dich meine Anwesenheit zu sehr ängstigt, werde ich sofort gehen. Du bist todmüde und benötigst Schlaf. Da sollten dich keinerlei Ängste quälen.«

»Ich bin wirklich müde, und eigentlich habe ich keine richtige Angst vor dir. Ich glaube dir, dass du mir nichts tun wirst.« Hannah schluckte. »Aber ich habe Angst davor, dass ich dich auf irgendeine Weise beleidigen oder verletzen könnte. Deine Art ist mir einfach fremd, und das macht mich so unsicher. Wenn du mir erklärst, was das alles hier zu bedeuten hat ... Ich bin sicher, dann wird es für mich einfacher zu verstehen.« Hannahs Stimme war zum Schluss nur noch ein Flüstern, doch der Fremde verstand sie genau.

Ein verständnisvoller, sehr freundlicher Blick traf sie. »Du wirst mich nicht beleidigen. Ich weiß, wie meine Art auf euch Menschen wirkt. Du warst sehr tapfer und nichts, was du gesagt hast, hat mich in irgendeiner Weise verletzt. Aber im Moment bist du zu erschöpft, um dir meine Erklärungen anzuhören. Du kannst ja kaum noch stehen und brauchst dringend etwas Schlaf. Also bitte ich dich, mir weiter zu vertrauen. Wenn du ausgeruht bist, werde ich versuchen, dir deine Fragen zu beantworten. Bis dahin schiebe ruhig ein schweres Möbelstück vor deine Tür und schließe sie ab. Das wird mich nicht verärgern, denn es ist eine ganz natürliche Reaktion auf diese Situation.«

Bei seinen Worten überkam Hannah ein Gefühl der Dankbarkeit. Er verstand sie wirklich und er war unglaublich mitfühlend.

Natürlich hätte sie ihn am liebsten sofort über sich ausgefragt, doch er hatte recht. Sie war mittlerweile so erschöpft, dass sie sich kaum noch auf den Beinen halten, geschweige denn einen zusammenhängenden Gedanken fassen konnte.

Und für das, was er ihr zu erzählen hatte, benötigte sie sicher einen klaren Kopf.

Tatsächlich war sie so müde, dass sie nicht einmal wusste, ob das alles hier nicht einfach nur ein total verrückter Traum war. Nur eines wusste sie plötzlich ganz genau, nämlich dass sie wirklich keine Angst vor ihm haben musste. Im Gegenteil, mit ihm im Haus war sie sicherer, als sie es bisher alleine gewesen war. Sie konnte sich keinen Einbrecher vorstellen, der ihm gewachsen war.

Bei diesem Gedanken trat ein erleichtertes Lächeln auf ihr Gesicht. »Ich werde nichts dergleichen tun. Ich habe keine Lust, jedes Mal, wenn ich auf die Toilette muss, eine Kommode zur Seite zu rücken. Und überhaupt«, vielsagend sah sie ihn an, »glaube ich nicht, dass irgendein Möbelstück hier schwer genug ist, um dich daran zu hindern, in ein Zimmer zu kommen, wenn du das möchtest, stimmt's?«

Prüfend sah er sich das Mobiliar an. Dann hob er die Schultern und grinste Hannah an. »Nein, ich glaube auch, dass es in diesem Fall sinnlos wäre.«

Hannah starrte Hralfor verblüfft an. Sein Gesichtsausdruck war nun geradezu übermütig und das verschwörerische Grinsen gab ihm etwas unwiderstehlich Jungenhaftes. Ihr Magen begann leicht zu flattern, aber diesmal nicht vor Angst. In diesem Moment hatte sie nur einen Wunsch, sie wollte diesen faszinierenden Fremden besser kennenlernen. Und vielleicht konnten sie ja sogar Freunde werden.

Mit einem Mal kam ihr die Vorstellung, dass Hralfor einige Zeit bei ihr verbringen würde, überhaupt nicht mehr beängstigend vor. Im Gegenteil, sie freute sich darauf. Außerhalb der Tierklinik hatte sie sich in der fremden Stadt doch manchmal etwas einsam gefühlt. Davon konnte jetzt keine Rede mehr sein. Sie war schon sehr gespannt auf den nächsten Tag, an dem sie zum Glück freihatte. Er würde bestimmt interessant werden.

»Also, dann mach ich mich mal fertig und gehe schlafen«, brachte sie lächelnd hervor. »Fühl dich wie zu Hause – und

schlaf gut.« Sie wollte sich schon umdrehen, als ihr noch etwas einfiel. »Ach, übrigens, ich heiÙe Hannah.«

Schnell lief Hannah in das kleine Bad, das sie nach kurzem Zögern dann doch verriegelte.

Sie musste jetzt erst einmal unter die Dusche, egal, wie spät es war. Schon allein wegen der Arbeit in der Klinik hatte sie jeden Abend das Bedürfnis zu duschen. Durch die schrecklichen Erlebnisse heute Nacht fühlte sich Hannah noch schmutziger und regelrecht besudelt. Bei der Erinnerung an den stechenden Geruch ihrer Angreifer schauderte es sie. Hannah stellte den Strahl der Dusche noch heißer ein, bis sie das Gefühl hatte, der ganze Schmutz würde von ihrer Haut weggebrannt.

Seltsam, Hralfor riecht irgendwie anders als die drei anderen. Er sieht auch nicht genauso aus wie sie. Seine Augen sind dunkler und sein Gesicht ist nicht so hager und viel kantiger. Und Mund und Nase sind bei ihm auch irgendwie ... menschlicher.

Hannah schloss die Augen, um sich die Unterschiede deutlicher vor Augen zu führen. Doch sie hatte ihn fast nur im Dunkeln gesehen, ebenso wie die drei anderen.

Es ist mehr so ein Gefühl, dass er anders ist. Er wirkt weniger wild, eher sanft, obwohl er sie im Kampf besiegt hat. Aber es hat ihm keinen Spaß gemacht, sie zu töten, da bin ich mir ganz sicher. Während die anderen so aussahen, als würden sie rein zum Vergnügen töten.

Wieder schauderte es sie, als sie an den hasserfüllten Blick des Fremden dachte, den sie verletzt hatte.

Entschlossen verdrängte Hannah die Erinnerung an ihr furchtbares Erlebnis und stellte die Dusche ab. Heftig rubbelte sie ihre Haare trocken und kämmte sie gründlich durch. Ihr langes, dunkelblondes Haar war ziemlich kraus. Wenn sie es jetzt nicht glatt föhnte, würde es morgen in alle Richtungen abstehen. Aber sie war viel zu müde dazu, also flocht sie es stattdessen zu einem dicken Zopf. Das musste genügen.

Dann putzte Hannah noch schnell ihre Zähne und griff zu ihrem Nachthemd, als sie mitten in der Bewegung innehielt.

Ich glaube, in Trainingshose und T-Shirt fühle ich mich heute Nacht wohler.

Schnell streifte sie ihre alte, blaue Jogginghose über und schlüpfte in ein weites T-Shirt, das ihr ihre kleineren Geschwister zum Abschied bemalt hatten. Es war über und über mit den unterschiedlichsten Tieren in allen Regenbogenfarben versehen. Da saß ein knallgrünes Kaninchen – vielleicht sollte es aber doch eher ein kleines Krokodil sein? – neben einem quietschgelben Elefanten, ein blauer Affe kletterte auf einer Giraffe herum, die tatsächlich gelbbraun war, und ein scharlachroter Fuchs rannte hinter einem rosafarbenen Pferd her. Hannah hatte dieses Kleidungsstück sofort geliebt. Auch jetzt fühlte sie sich gleich besser, sobald sie es anhatte. Es gab ihr ein Gefühl der Normalität zurück, das sie im Moment so dringend benötigte.

Als Hannah endlich erleichtert in ihr Bett fiel, musste sie erkennen, dass sie, so müde sie auch war, dennoch nicht einschlafen konnte. Unruhig wälzte sie sich herum, während unaufhörlich die schrecklichen Bilder des Überfalls in ihrem Kopf erschienen. Außerdem bemerkte sie, dass sie ziemlich hungrig war. In ihrer knappen Mittagspause hatte es gerade einmal zu einem belegten Brötchen gereicht. Aber daran konnte sie jetzt nichts ändern. Sie würde den Teufel tun und noch einmal ihr Bett verlassen.

Ganz allmählich glitt Hannah in einen leichten Dämmer-schlaf, in dem sich ihre Erlebnisse in Träume umwandelten, welche die Ereignisse verzerrt und fast noch grauenerregender absputen. Sie war wieder alleine in einer dunklen Straße und die Silhouetten ihrer Angreifer ragten haushoch über ihr empor. Dann waren da plötzlich ein Rudel wilder Wölfe, das sie knurrend umzingelte, gelbe Augen, die aufblitzten und heißer Atem, der sie streifte. Ein riesiger Wolf sprang sie an. Sie konnte gerade noch den Arm hochreißen, als sich sein

Fang tief darin vergrub. Der stechende Schmerz, den sie dabei verspürte, ließ Hannah wimmernd erwachen. Ihr Puls raste und der kalte Angstschweiß lief ihr über den Rücken. Zitternd lag sie in ihrem Bett, während sie versuchte, sich irgendwie zurechtzufinden.

Das war diesmal wirklich nur ein Traum. Mir ist nichts passiert. Ich bin in Sicherheit. Es war alles nur Einbildung.

Doch der brennende Schmerz aus ihrem Traum hielt an und erinnerte Hannah an die Verletzung, die sie tatsächlich erlitten hatte. Die Verletzung, die Hralfor so beunruhigt hatte.

Vorsichtig richtete sie sich auf und schaltete ihre Nachttischlampe an. Besorgt betrachtete sie die Kratzspuren an ihrem linken Unterarm. Sie sahen entzündet aus und leuchteten in einem ungesunden Rot.

Ich brauche diese seltsame Paste, die Hralfor mir gegeben hat. Bestimmt habe ich sie beim Duschen vom Arm abgewaschen und jetzt hat sie ihre Wirkung verloren.

Unwillig verzog sie das Gesicht.

Verdammt! Ich habe sie vorhin im Wohnzimmer liegen lassen. Ich kann da jetzt doch nicht einfach reinplatzen und Hralfor stören.

Langsam lehnte Hannah sich wieder zurück und versuchte, den immer stärker werdenden, stechenden Schmerz zu ignorieren. Doch dann erinnerte sie sich wieder an den eindringlichen Ton, mit dem Hralfor sie vor der Vergiftungsgefahr gewarnt hatte. Sie gab sich einen Ruck.

Ich schleiche mich ganz vorsichtig rein. Vielleicht merkt er ja nichts.

Doch eigentlich glaubte sie selbst nicht daran, dass ihm irgendetwas entgehen könnte.

Hannah erhob sich seufzend, ging zur Tür und öffnete sie so leise wie möglich. Nur der weiche Schein ihrer Nachttischlampe fiel durch den Spalt der Zimmertür und beleuchtete schwach ihren Weg durch den Wohnraum. Der Tiegel mit der Salbe befand sich in ihrer Jacke, und die hing an der

gegenüberliegenden Wand direkt neben der Eingangstür. Vorsichtig lief sie zwischen den Möbelstücken hindurch, er-tastete die Jacke und wollte sich leise mit der Salbe zurück-ziehen, als sie spürte, dass sie beobachtet wurde.

Er stand in derselben Haltung am Fenster wie vor zwei Stunden, als sie zu Bett gegangen war. Gebannt blickte Han-nah in seine Augen, die das wenige Licht, das aus ihrem Zim-mer kam, zu reflektieren schienen und wie zwei kleine Schein-werfer glühten. Hannah fühlte sich, als sei sie mitten in ei-nem unwirklichen Traum gefangen.

Hralfors heisere Stimme brachte sie zurück in die Wirk-lichkeit. »Du hast wieder Schmerzen im Arm.«

Hannah nickte wortlos. Es war so dunkel, dass ihre Reak-tion normalerweise unbemerkt geblieben wäre, doch sie war sich absolut sicher, dass Hralfor sie auch bei Nacht deutlich sehen konnte.

Sein weiteres Verhalten bestätigte ihre Vermutung. Mit langen, gleitenden Schritten kam er zu ihr, ohne in der Enge des Raumes das Mobiliar auch nur zu streifen. Wie schon ein-mal nahm er vorsichtig ihren Arm und betrachtete die ent-zündeten Striemen eingehend. Dann ergriff er den Tiegel, den Hannah in der Hand hielt, entnahm etwas von der Paste und massierte sie sorgfältig ein.

Wieder wurde sich Hannah der Hitze, die seinen Händen entströmte, überdeutlich bewusst. Eine Hitze, die ihr durch den ganzen Körper fuhr und jedes Kältegefühl vollständig auslöschte. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie seit dem Überfall fröstelte und nicht einmal die heiße Dusche etwas dagegen ausgerichtet hatte.

Sobald die Paste verteilt war, ebte der brennende Schmerz ab und verschwand schließlich vollständig. Hannah hätte am liebsten geschnurrt wie eine zufriedene Katze. Sie wollte bei-nahe protestieren, als Hralfor ihren Arm losließ und in eine weitere geheimnisvolle Tasche seines Umhangs griff.

Diesmal holte er eine aufgerollte Bandage hervor und ergriff

erneut Hannahs Arm, um ihn zu verbinden. Der Stoff fühlte sich glatt und geschmeidig an und schmiegte sich weich an ihre Haut.

Nachdem Hralfor ihn geschickt befestigt hatte, strich er noch einmal sanft darüber, bevor er ihren Arm losließ. »Dieser Stoff stammt aus meiner Heimatwelt. Er wurde von den Heilenden auf besondere Art behandelt und wird die Wirkung der Heilpaste verstärken. Er kann immer wieder verwendet werden. Solange ich deine Gastfreundschaft genieße, kann ich den Verband regelmäßig erneuern, wenn du nichts dagegen hast.«

Völlig benommen schüttelte Hannah den Kopf. »Nein, natürlich nicht. Wie könnte ich auch? Es geht mir jetzt schon viel besser. Du bist ein sehr geschickter Krankenpfleger. Schade, dass ich dich nicht in die Klinik mitnehmen kann. Vielen Dank.«

Dann sah sie ihn forschend an. »Hast du die ganze Zeit am Fenster gestanden? Kannst du nicht schlafen?«

Hralfor schüttelte leicht den Kopf. »Wir benötigen nicht so viel Schlaf wie ihr Menschen. Es genügt mir schon, wenn ich etwas ruhen kann. Aber du hast noch lange nicht genug Schlaf bekommen, du solltest wieder zu Bett gehen.«

»Ich kann aber nicht schlafen, zumindest nicht, ohne Albträume zu haben«, seufzte Hannah. »Und außerdem bin ich furchtbar hungrig. Du hast doch auch schon eine Weile nichts mehr zu essen gehabt, wie wäre es mit einem nächtlichen Imbiss? Ich meine, ich weiß ja nicht, was du so isst, aber vielleicht finden wir irgendwas, das dir schmeckt.« Unsicher sah Hannah ihn an. Hoffentlich hatte sie jetzt nicht wieder etwas Dummes gesagt.

Doch da erschien auf seinem Gesicht erneut dieses übermütige Lächeln, und sie atmete erleichtert auf.

»Ich sterbe fast vor Hunger.« Er grinste. »Und soweit ich weiß, kann ich alles essen, was ihr Menschen zu euch nehmt.«

Befreit atmete Hannah auf. Dann nahm sie Hralfor spontan

bei der Hand und zog ihn zu der kleinen Küchenzeile am anderen Ende des Raumes. »Na dann wollen wir mal sehen, was sich alles aus dem Kühlschrank zaubern lässt. Ich denke, es ist dann doch nicht der richtige Zeitpunkt, um groß zu kochen. Wir müssen also fürs Erste mit der kalten Küche vorliebnehmen. Aber zum Frühstück werde ich dir ein echtes irisches Frühstück machen, das verspreche ich dir.«

Im Nu hatte Hannah Brot, Butter, Käse und Wurst auf die kleine Theke gestellt, an der mit Mühe und Not zwei Personen Platz fanden. Dann verschwand ihr Kopf erneut im Kühlschrank und sie kam freudestrahlend mit weiteren Schüsseln hervor. »Kartoffelsalat und Fleischbällchen, ein Schnitzel und ein Rest Thunfischsalat. Ich sage dir, das wird ein Festschmaus.«

Fasziniert beobachtete Hralfor Hannah bei ihren Vorbereitungen. Sein Gesicht hatte sich zu einem ständigen, erheiterten Grinsen verzogen. Sie wirkte auf einmal so fröhlich und hatte offensichtlich jede Angst vor ihm verloren. Erst jetzt wurde ihm klar, wie sehr ihn ihr völlig verständliches Zurückweichen getroffen hatte.

Entspannt lehnte er sich zurück. Es war ihm egal, welche Speisen sie ihm anbot, solange nur diese freundschaftliche Vertrautheit zwischen ihnen bestehen blieb.

Hannah hatte inzwischen von allen Speisen ein wenig auf einen Teller gehäuft und stellte ihn nun vor Hralfor auf die Theke. »Du musst alles probieren. Und sag mir ganz ehrlich, was dir schmeckt und was nicht! Das macht es mir dann leichter, wenn ich für unsere weiteren Mahlzeiten einkaufen gehe.«

Gehorsam nahm Hralfor von jeder der Speisen einen Bissen, während Hannah ihn gespannt beobachtete. Schließlich lachte sie fröhlich auf. »Also die sauren Gurken sind ganz offensichtlich nicht dein Ding. Fisch und Fleisch gehen in Ordnung und beim Kartoffelsalat hast du mir richtig leidgetan. Aber Käse und Brot sind okay, nicht wahr?«

Etwas verlegen erwiderte er ihren fragenden Blick. »Du bist eine gute Beobachterin.«

Schnell legte Hannah ihm noch einige Scheiben Schinken auf den Teller. »Da, probier das. Ich glaube, der geräucherte Schinken wird dir auch schmecken. Tu dir keinen Zwang an, ich mag ihn eigentlich gar nicht so besonders. Wahrscheinlich habe ich ihn nur aus reiner Gewohnheit gekauft. Den gibt es bei mir zu Hause nämlich immer. Mein Vater und mein ältester Bruder würden dafür sterben.«

Interessiert beobachtete Hralfor den weichen Ausdruck auf Hannahs Gesicht, der bei dem Gedanken an ihre Familie erschien.

»Wie ist deine Familie?«, erkundigte er sich. »Hast du noch mehr Geschwister? Und warum lebst du hier allein?«

Also erzählte Hannah ihm von ihrem Vater, der ein kleines Musikgeschäft hatte, das er nach alter Familientradition von seinem Vater übernommen hatte; von ihrer Mutter, die aus Irland stammte, und die ihren Vater bei einem Musikfestival kennengelernt hatte; von ihren beiden älteren Brüdern und ihrer Schwester, die drei Jahre jünger war als Hannah. Sie beschrieb Hralfor ihre beiden jüngsten Geschwister, ein Zwillingspärchen, das nichts als Unsinn im Kopf hatte, und das sie ganz besonders liebte. Sie erzählte ihm, dass die beiden Kleinen ihr das T-Shirt, das sie gerade trug, eigenhändig bemalt hatten, damit sie sich in den sechs Wochen ihres Praktikums in der Tierklinik nicht zu traurig fühlte.

Hannah redete und redete und Hralfor hörte ihr aufmerksam zu. Immer, wenn sie mit ihren Erzählungen enden wollte, stellte er ihr weitere Fragen über ihr Leben und ihre Familie. Er erfuhr, dass sie Klavier und Geige spielte und bis vor Kurzem nicht gewusst hatte, ob sie lieber Musik oder Tiermedizin studieren sollte. Aus diesem Grund hatte sie sich auch für dieses Praktikum entschieden, das ihr viel Spaß machte.

Während Hralfor Hannah wie gebannt zuhörte, ließ er ihr Gesicht keine Sekunde aus den Augen. Ihre Wangen hatten

während ihrer Erzählung eine rosige Farbe angenommen und der Ausdruck ihrer sprechenden Augen änderte sich ständig, je nachdem, wovon sie gerade erzählte.

Sie hatte klare, sturmgraue Augen, die jedes ihrer Gefühle deutlich widerspiegeln. Fasziniert bemerkte er, dass auf ihrem Nasenrücken winzige, goldene Punkte saßen, die ihr ein fröhliches Aussehen verliehen. Ebenso wie die einzelne, gekräuselte Haarsträhne, die sich aus dem langen Zopf gelöst hatte und hartnäckig in ihr Gesicht fiel, obwohl Hannah sie immer wieder ungeduldig zurückstrich.

Ihre Haare waren noch feucht und sein feiner Geruchssinn nahm jeden einzelnen der verschiedenen Düfte wahr, die Hannah umgaben. Da waren einmal der Geruch der Paste, mit der sie ihre Haare behandelt hatte und der Duft einer anderen Paste, mit der sie ihren Körper gereinigt hatte. Der frische, scharfe Geruch, der vorhin ihrem Mund entströmt war, wurde nun durch die verschiedenen Speisen überdeckt, die sie zu sich genommen hatte. Er hätte genau aufzählen können, um welche Speisen es sich dabei gehandelt hatte. Ganz fein konnte er auch noch den Geruch der Tiere erkennen, die sie im Verlauf des Tages versorgt hatte. Und natürlich den Kräuterduft der Heilpaste auf ihrem Arm. Doch unter all diesen vielen Gerüchen lag Hannahs ganz eigener Duft verborgen. Es war ein sehr angenehmer, ja, anziehender Duft, der seinen Geruchssinn umschmeichelte.

Voller Genuss lauschte er Hannahs Stimme, die – im Gegensatz zu seiner eigenen – weich und ungeheuer melodisch war. Sie erinnerte ihn an die Stimme seiner Pflegemutter, die ähnlich klangvoll war. Leise Sehnsucht nach seiner Heimatwelt stieg in ihm auf. Seine Mutter würde Hannah lieben, da war er sich sicher.

Schnell verdrängte er die wehmütigen Gedanken und konzentrierte sich wieder auf das Mädchen vor ihm. Dabei fiel ihm auf, dass ihre Stimme nun schläfrig wirkte und die Schatten unter ihren Augen sich vertieft hatten.

Natürlich, wie hatte er nur so gedankenlos sein können? Die Freude an ihrer Gesellschaft hatte ihn völlig vergessen lassen, dass sie ein viel größeres Schlafbedürfnis hatte als er, vor allem nach den schrecklichen Erlebnissen der vergangenen Nacht.

Vorsichtig beugte er sich vor und berührte leicht Hannahs Hand. »Du musst todmüde sein. Es tut mir leid, dass ich dich so lange aufgehalten habe. Du solltest versuchen, noch etwas zu schlafen.«

Benommen starrte Hannah auf seine Finger, die auf ihrem Handrücken ruhten. Da war sie wieder, diese unglaubliche Wärme, die ihnen entströmte. Fragend sah sie Hralfor ins Gesicht. »Was habt ihr eigentlich für eine Körpertemperatur?«

Es dauerte eine Weile, bis Hralfor ihre Frage richtig verstanden hatte, dann lachte er leise auf. Sie erinnerte ihn an die Anfänge seiner Bekanntschaft mit seiner Pflegemutter. Sie hatte ihn damals dasselbe gefragt, als sie nicht sicher war, ob er krank war oder nicht. »Ich glaube, mir wurde einmal gesagt, dass meine Körpertemperatur ungefähr drei Grad über der menschlichen liegt, was auch immer das bedeutet.«

Vorsichtig nahm Hannah Hralfors Hand zwischen ihre beiden Hände und seufzte wohligh auf. »Das bedeutet, dass deine Berührung für uns Menschen ausgesprochen warm und angenehm ist.«

Hralfors Augen strahlten erfreut auf. Er legte nun auch seine andere Hand fest auf ihre miteinander verschlungenen Hände. »Das freut mich. Aber du solltest jetzt wirklich ins Bett gehen, sonst schläfst du noch im Sitzen ein.«

Die Sonne schien bereits hell in ihr Zimmer, als Hannah endlich erwachte. Genüsslich räkelte und streckte sie sich. Sie hatte tief und fest geschlafen, auch wenn sie irgendwann im Verlauf der Nacht diesen abscheulichen Albtraum gehabt hatte. Angewidert verzog Hannah das Gesicht.

Komisch, ich habe in der letzten Zeit doch weder einen Horrorfilm noch einen Science-Fiction angeschaut. Schon seltsam, was einem das Unterbewusstsein manchmal für Streiche spielt. Dabei hat sich der Schmerz im Arm richtig echt angefühlt.

Unwillkürlich fasste sie sich an den linken Arm und erstarrte.

Mist! Fassungslos betrachtete Hannah den seltsamen Verband, der ihren Unterarm bedeckte. Ihre Augen wanderten in hilflosem Entsetzen zu ihrer Zimmertür. Wenn der Verband echt ist, war der Rest auch kein Traum. Das bedeutet, im Nebenzimmer ist Hralfor!

Ihr Herz machte einen kleinen, erschrockenen Satz. Dann erinnerte sie sich an ihre gemeinsame, nächtliche Mahlzeit und Hannah sprang aufgeregt aus dem Bett. Ein Blick zur Uhr ließ sie erstarren. Es war schon nach zehn. Sie hatte über sechs Stunden geschlafen wie eine Tote.

Verdammt, ich hab ihm doch ein irisches Frühstück versprochen! Und Kilroy wird auch ganz schön sauer sein, dass ich ihn noch nicht hereingelassen habe.

Eilig lief sie zur Tür, holte noch einmal tief Luft und öffnete sie vorsichtig.

Er war noch da und stand wieder an seinem Lieblingsplatz am Fenster. Erleichtert atmete Hannah auf. Es waren also doch keine Hirngespinnste gewesen, in ihrer Wohnung befand sich tatsächlich jemand aus einer fremden Welt.

Langsam drehte Hralfor sich zu Hannah um und konnte sich ein leises Grinsen nicht verkneifen. Sie wirkte so rührend verwirrt, wie sie dastand mit ihrem zerknitterten, bunten Hemd und dem völlig zerzausten Haar. Den strengen Zopf vom Vorabend konnte man nur noch erahnen und mehr als eine Haarsträhne kräuselte sich nun um ihr Gesicht. Doch die Schatten unter ihren Augen waren verschwunden, wie er befriedigt bemerkte.

Er selbst hatte auf dem provisorischen Lager, das Hannah ihm so fürsorglich aufgeschlagen hatte, ebenfalls einige Stunden gut geruht.

Er deutete nach draußen. »Irgendein Tier streicht seit einiger Zeit um dieses Haus und möchte offensichtlich hereingelassen werden.«

Hannah stöhnte auf. »Kilroy! Der wird eine Stinklaune haben. Es ist zwei Stunden über seiner üblichen Frühstückszeit.«

Schnell rannte sie aus der Wohnung und riss die Eingangstür auf. Mit einem wütenden Grummeln schoss ein gewaltiger, orange-weißer Blitz ins Haus in Richtung Hannahs Wohnungstür und blieb dann wie erstarrt und mit gesträubtem Fell im Flur stehen. Hralfor war Hannah langsam gefolgt, um die Ursache ihrer Aufregung zu sehen und betrachtete völlig fasziniert das wütende Geschöpf, das fauchend vor ihm stand. Ganz langsam ging er in die Knie und gab dabei ein sanftes Knurren von sich.

Fassungslos beobachtete Hannah, wie Kilroys Fell sich langsam wieder glättete, während er vorsichtig auf den Fremden zuing. Als der Kater, der fremde Menschen normalerweise zutiefst verabscheute, auch noch zu schnurren begann und seinen Kopf an Hralfors Hand rieb, schüttelte sie ungläubig den Kopf. »Das gibt's doch gar nicht. Das macht er sonst nie. Was hast du mit ihm angestellt? Zuerst dachte ich, er geht gleich auf dich los.«

Hralfor blickte zu ihr auf. »Mein Geruch hat ihn geängstigt.

Ich habe ihm klargemacht, dass ich ihm nichts tun werde.«

»Aha.« Misstrauisch sah Hannah ihn an. »Du willst damit doch nicht etwa sagen, dass du mit Katzen sprechen kannst?«

Interessiert betrachtete Hralfor den Kater. Er schien nicht zu bemerken, wie seine Äußerung auf Hannah gewirkt hatte. »Also ist er tatsächlich eine Katze? Das ist seltsam. Die einzige Katze, die ich kenne, ist grau und viel kleiner. Allerdings hat sie einen ähnlichen Geruch wie dieser hier.«

Hannah seufzte auf, weil Hralfor ihre Frage nicht beantwortet hatte. »Kilroy ist tatsächlich eine männliche Katze, obwohl ich das manchmal wirklich bezweifle. Er ist einfach viel zu fett. Aber du hast mir noch nicht geantwortet. Kannst du mit Tieren sprechen?«

Erstaunt sah er zu ihr hoch, während Kilroy sich euphorisch schnurrend von ihm den Kopf kraulen ließ. »Ich kann nicht richtig mit ihnen sprechen, sondern mich in Gedanken ein wenig mit ihnen verständigen. Aber das tust du doch auch.«

»Nein, wie kommst du denn darauf?« Hannah schüttelte den Kopf. »Ich kann vielleicht durch meine Beobachtungen manchmal erraten, was ein Tier will, aber das würde ich nicht als richtige Verständigung ansehen.«

Nachdenklich stand Hralfor auf, was von Kilroy mit einem unwilligen Maunzen quittiert wurde. »Nun, es ist zumindest eine Art der Verständigung. Ich bin vielleicht etwas geschulter darin als du, da ein guter Freund von mir mich ein wenig darin unterwiesen hat. Er hat tatsächlich die Fähigkeit, mit Tieren zu sprechen. Das ist in meiner Heimatwelt ein häufig auftretendes Talent.«

Hannah sah Hralfor grübelnd an. »Ich habe dir heute Nacht fast meine ganze Lebensgeschichte erzählt. Ich finde, jetzt bist du dran, mir etwas über dich und deine Welt zu verraten, meinst du nicht auch?«

Ein vorsichtiges Lächeln erschien in den schmalen Augen. »Ich werde versuchen, dir deine Fragen so gut wie möglich

zu beantworten, solange niemandem daraus ein Schaden entsteht.«

Hannah nickte zustimmend. Fürs Erste würde sie sich damit zufriedengeben, auch wenn er offensichtlich irgendeinen geheimnisvollen Aspekt seines Lebens für sich behalten wollte. Vielleicht würde er ihr irgendwann einmal so vertrauen, dass er ganz offen zu ihr war.

»Also gut. Aber zuerst bekommst du das versprochene Frühstück, und Kilroy auch, sonst lässt er dich gar nicht mehr in Ruhe.« Hannah zögerte kurz, dann sah sie Hralfor neugierig an. »Was hast du vorhin damit gemeint, dass ihn dein Geruch geängstigt hat?«

»Es ist ein ähnlicher Geruch, wie er seinen natürlichen Feinden anhaftet«, erklärte Hralfor.

»Ich verstehe.« Nachdenklich schaute sie zu Boden. Dann richtete sie sich auf und blickte ihm geradewegs in die Augen. »Heute Nacht habe ich diesen Geruch an den drei Fremden auch wahrgenommen, aber bei dir ist es völlig anders. Woran liegt das?«

»Dafür gibt es verschiedene Gründe. Einer davon ist die Art der Ernährung.« Er blickte sie besorgt an. Wie würde sie seine weitere Erläuterung aufnehmen? Würde sie auch ihn danach nur noch mit Abscheu betrachten können? »Diese Vargéris waren Verbannte und ernährten sich ausschließlich von dem rohen Fleisch ihrer frisch gerissenen Beute ...«

Hannah wurde bei seinen Worten kreidebleich. »War es das, was sie mit mir vorhatten?«

Unsicher fuhr Hralfor sich mit beiden Händen durch seine schwarze Haarmähne. »Nein, ich fürchte, dir hat ein schlimmeres Schicksal geblüht. Sie hätten dich in ihre Welt entführt und missbraucht, bevor sie dich schließlich irgendwann ... getötet hätten.«

Hannah schloss entsetzt die Augen. Ihr war speiübel. Hralfor beobachtete besorgt, wie sie ins Schwanken geriet, doch nach diesen Eröffnungen wagte er zunächst nicht, sie zu be-

rühren. Als er jedoch befürchten musste, dass sie bewusstlos wurde, fasste er sie vorsichtig an den Schultern.

Dankbar lehnte Hannah sich gegen seine Brust und spürte erleichtert, wie das Schwindelgefühl langsam abebbte, während seine Wärme sie umfing und das entsetzliche Kältegefühl beiseitigte, das sie bei seinen Worten befallen hatte.

Verstohlen nahm sie einen Atemzug. Sein Geruch war tatsächlich anders als der dieser Bestien. Es war dennoch kein menschlicher Geruch. Er hatte etwas Wildes und Ursprüngliches an sich, das Hannah das Gefühl gab, in Sicherheit und gut behütet zu sein.

Als Hralfor spürte, wie Hannah sich in seinen Armen langsam entspannte, schloss er erleichtert die Augen. Seine Worte hatten nicht, wie befürchtet, neue Ängste in ihr geweckt. Er atmete ihren Duft ein und lauschte dem Schlag ihres Herzens, der sich allmählich wieder beruhigte.

Als Hannah schließlich den Kopf hob und ihn ansah, hatten ihre Augen die Farbe einer Gewitterwolke. »Ich glaube nicht, dass ich dir schon ausreichend für meine Rettung gedankt habe. Aber nachdem ich das alles jetzt weiß, glaube ich, dass kein Dank jemals groß genug sein könnte.«

Hralfor drückte sanft ihre Schultern, bevor er sie losließ und einen Schritt zurücktrat. Sein Lachen wirkte erleichtert und unbeschwert. »Das werde ich entscheiden, wenn ich endlich von diesem Frühstück gekostet habe, das du mir ständig ankündigst.«

»Einverstanden.« Hannah nickte. »Und dann erzählst du mir so viel wie möglich aus deinem Leben. Nach dem, was ich gerade eben erfahren habe, kann es wohl kaum noch schlimmer kommen.«

Eilig lief sie in die kleine Küche. Sie bemerkte nicht den gequälten Ausdruck, der bei ihren Worten auf Hralfors Gesicht erschienen war. Grübelnd sah er Hannah hinterher. Sie hatte ja keine Ahnung.

Einige Zeit später beobachtete Hannah erfreut, wie herz-

haft Hralfor ihrem Frühstück zusprach. Sie hatte recht behalten und ganz offensichtlich seinen Geschmack getroffen. Allerdings schmeckte es ihr heute ebenfalls besonders gut, was wohl hauptsächlich mit ihrer interessanten Gesellschaft zusammenhing.

Sie ließ ihn zunächst einmal in Ruhe essen, ohne ihn gleich mit all den bohrenden Fragen zu bombardieren, die ihr auf der Zunge lagen. Schließlich war Hannah ja nicht umsonst in einem Haushalt mit vier Männern im unterschiedlichsten Alter aufgewachsen – da lernte man sehr schnell, dass ein hungriger Mann ein sehr schlechter Unterhalter war.

Als sie jedoch sah, dass sein größter Hunger gestillt war, konnte sie sich nicht länger zurückhalten. Gespannt beugte sie sich vor und eröffnete die Fragerunde. »Erzähl mir etwas von deiner Familie!«

Das schien ihr zunächst die unverfänglichste Frage zu sein. Umso erstaunter war sie, als ein gehetzter Ausdruck in seinem Gesicht erschien. Besorgt sah Hannah ihn an. Sie wollte ihn um nichts in der Welt verletzen. »Oder, wenn dir das lieber ist, erzähl etwas von deiner Heimatwelt, aus der du stammst.«

Jetzt verzog sich sein Mund zu einem rätselhaften Lächeln. Amüsiert blickte er auf sie hinunter. »Du musst dich jetzt schon entscheiden, von welcher Welt ich dir erzählen soll.«

Hannah runzelte die Stirn. »Ich versteh dich nicht.«

»Nun«, grinste Hralfor, »möchtest du etwas aus meiner Heimatwelt hören, oder lieber etwas aus der Welt, aus der ich stamme?«

Irritiert schüttelte sie den Kopf. »Ich dachte ... ich meine, du hast doch gesagt, dass du aus Vargor kommst?«

»Das ist richtig.« Er nickte. »Heute Nacht bin ich aus Vargor in deine Welt gewechselt. Aber Vargor ist nicht das, was ich als meine Heimat bezeichne. Es ist die Welt, aus der mein Vater stammte, und in der ich die ersten Jahre meines Lebens verbracht habe.«

Bei der Erwähnung seines Vaters zuckte Hannah unwillkürlich vor dem unveröhnlichen Hass zurück, der dabei aus seinem Blick und seiner Stimme sprach. Sie wusste zunächst nicht, wie sie sich auf seine Reaktion hin verhalten sollte, doch dann fasste sie sich ein Herz und legte sanft eine Hand auf seine geballte Faust. »Was war mit deinem Vater?«

Finster starrte er auf Hannahs Hand, die sich hell gegen seine dunkle Faust abhob. Hannah wartete geduldig, bis er seine Entscheidung getroffen hatte. Ihr Herz klopfte, als er schließlich seinen eindringlichen Blick auf ihr Gesicht heftete. Im hellen Tageslicht leuchteten seine Augen neongrün, und seine Stimme war so rau, dass sie mehr denn je einem wilden Knurren glich.

»Mein Vater war ebenfalls ein Verbannter, genau wie die drei Vargéris, die dich heute Nacht überfallen haben. Doch ihm ist damals geglückt, was gestern misslungen ist.« Seine Brust hob sich und sein verzweifelter Blick traf Hannah mitten ins Herz. »Er hat eine junge Frau aus deiner Welt nach Vargor verschleppt – meine Mutter.«

Hannahs Finger krampften sich um seine Faust. Doch sie ließ nicht los. Sie wusste nicht, wie sie ihm sonst Trost spenden konnte. Eine grauenhafte Vorahnung erfüllte sie und ihre Stimme war nur ein leises Flüstern. »Was ist mit ihr geschehen?«

Seine Augen verdunkelten sich, und Hannah benötigte keine weitere Antwort. Sie dachte entsetzt an seine vorigen Worte und schloss aufstöhnend die Augen. »Oh nein!«

Das gequälte Schweigen währte unerträglich lange, doch endlich entspannte sich Hralfors Faust in Hannahs Händen und er erwiderte sanft ihren Händedruck. Hannah betrachtete ihn mitfühlend, während er fortfuhr.

»Ich habe die ersten Jahre meines Lebens unter den Verbannten auf Vargor verbracht, auf dem sogenannten *Kontinent der Verbannten*. Dieser Kontinent wird von den Vargéris wie ein riesiges Gefängnis genutzt. Dorthin verbannen sie

diejenigen, die sich besonders scheußlicher Verbrechen schuldig gemacht haben. Der Kontinent ist durch einen gewaltigen, sturmgepeitschten und nahezu unüberwindlichen Ozean vom Rest Vargors vollkommen abgeschnitten. Er ist karg, sehr kalt und bietet so gut wie keine Rohstoffe. Um überleben zu können, müssen die Verbannten in die primitivsten Verhaltensweisen zurückfallen. Sie leben dort völlig isoliert in kleinen Rudeln und unter Umständen, deren Schilderung ich dir lieber ersparen werde. Ich vermeide es so gut wie möglich, an diese Jahre zurückzudenken, doch sie sind der Grund, warum ich Vargor nie als meine Heimat ansehen werde.«

Hannah hatte bei seiner Erzählung entsetzt die Luft angehalten. Als sich die Anspannung auf seinem Gesicht langsam löste und einem beinahe sanften Ausdruck Platz machte, atmete sie erleichtert auf.

»Dann wurde ein sehr mächtiger Mann auf die Verbannten aufmerksam«, fuhr er leise fort. »Er brachte einige von ihnen – darunter meinen Vater – in eine andere Welt, wo sie in seinem Auftrag Verbrechen begehen sollten. Ich musste sie begleiten, was sich letztendlich als mein größtes Glück erwies.« Ganz in Gedanken hob Hralfor seine freie Hand und strich Hannah die widerspenstige Haarsträhne aus dem Gesicht. »Dort habe ich sie dann getroffen, die erste Menschenfrau, die ich je gesehen habe. Viviane hat mich sofort fasziniert, ich habe mich ständig gefragt, ob meine Mutter wohl so ähnlich gewesen ist. Viviane hatte nie Angst vor mir, sondern hat mich von Anfang an geliebt.« Er schüttelte den Kopf, als könne er dieses Wunder bis heute noch nicht ganz begreifen. »Sie war eine Gefangene, eine Geißel, die dabei helfen sollte, eine andere Welt ins Verderben zu stürzen. Sie war unglaublich tapfer.«

Sein Blick, der bei seiner Erzählung tief in der Vergangenheit geweilt hatte, kehrte langsam wieder in die Realität zurück und blieb auf Hannah haften, die ihm atemlos lauschte.

»Du erinnerst mich sehr an sie. Ihr Menschenfrauen scheint alle besonders tapfer zu sein.«

Hannah schüttelte abwehrend den Kopf, aber sie wollte jetzt nicht mit ihm streiten. Sie brannte darauf, seine Geschichte zu Ende zu hören. »Was ist mit dieser Frau geschehen?« Ängstlich sah sie Hralfor an. Sie wollte nicht noch einmal von Tod und Verderben hören. Doch diesmal erschien wieder ein Lächeln auf seinem Gesicht.

»Sie konnte befreit werden und die bedrohte Welt wurde auf magische Weise gerettet. Sie entschied sich, dortzubleiben und mich bei sich aufzunehmen und ist mir seither eine Mutter. Damals hat mein wirkliches Leben erst richtig begonnen. Ich habe in dieser Welt eine Familie und Freunde gefunden, deshalb ist sie meine wahre Heimatwelt.«

Hannah atmete bei seinen Worten befreit auf. »Und jetzt, in diesem Moment, sitzt deine Mutter vermutlich gerade in deiner Heimatwelt und macht sich furchtbare Sorgen um ihren Sohn.«

»Nein.« Hralfor schüttelte entschieden den Kopf. »Sie weiß noch nichts von meinem Verschwinden. Sie glaubt, ich befinde mich noch in Vargor.«

»Was hast du überhaupt in Vargor gemacht, wenn du doch eigentlich in einer ganz anderen Welt lebst?«

Hannah musste plötzlich auflachen, als sie sich ihre eigenen Worte noch einmal durch den Kopf gehen ließ. Auf Hralfors fragenden Blick hin, versuchte sie ihre Reaktion zu erklären. »Es ist einfach zu komisch, wie selbstverständlich ich hier sitze und über fremde Welten spreche, als hätte ich das schon in der Grundschule gelernt. Verstehst du, bis gestern war die Erde für mich der einzige bewohnte Planet im ganzen Universum und heute sitzt du vor mir und erzählst mir, dass du locker zwischen drei Welten hin und her pendelst. Und das Erschreckendste dabei ist, dass ich das alles so problemlos glauben kann. Eigentlich müsste ich vollkommen an meinem Verstand zweifeln und sofort zu einem Psychiater

rennen. Vielleicht bin ich ja wirklich total übergeschnappt, oder habe mich mit irgendeinem Virus infiziert, der das Gehirn angreift.«

Als sie diese Möglichkeit in Betracht zog, wurde Hannah vor Schreck ganz bleich und umklammerte Hralfors Hand noch fester. Der Gedanke, dass es ihn vielleicht gar nicht wirklich gab, erschien ihr plötzlich unerträglich.

Beruhigend strich er über ihren Arm. »Du bist bestimmt nicht verrückt. Ich bin tatsächlich hier. Und dass ich nicht aus deiner Welt stamme, kannst du mir doch deutlich ansehen. Also muss auch der Rest der Geschichte stimmen.«

Und um Hannah von ihren Befürchtungen abzulenken, beantwortete er schnell ihre vorige Frage. »Ich war bis gestern in Vargor, weil ich dort meine Bestimmung als Wachender ausgeübt habe. Das heißt, ich überwache die Weltengrenzen, um solche Überfälle wie heute Nacht zu verhindern. Es gab in der Vergangenheit unselige Entwicklungen, die bis in diese Zeit reichen. Sie sind die Ursache dafür, dass sich die Übergänge der vargérischen Verbannten in deine Welt so häufen. Das ist vor allem das Verschulden dieses Mannes, von dem ich dir erzählt habe. Er stammte ursprünglich aus meiner Heimatwelt. Aus diesem Grund schickt meine Heimatwelt regelmäßig im Wechsel einige ihrer Wachenden nach Vargor, um weiteres Unheil zu vermeiden. Es ist so eine Art Wiedergutmachung. Und in den vergangenen Dekaden war eben ich einer der Wachenden, die für diese Aufgabe eingeteilt waren. Dass ich zur Hälfte Vargéri bin, war reiner Zufall.«

Langsam begann Hannah, die verwirrenden Zusammenhänge annähernd zu verstehen.

»Dann bist du also so eine Art Austauschpolizist, der aufpasst, dass jeder in seiner eigenen Welt bleibt?«

Hralfor begann bei dieser Beschreibung seiner Bestimmung breit zu grinsen. Sie hörte sich faszinierend menschlich an. »So ungefähr könnte man es vielleicht erklären.«

Er wünschte sich, seine Mutter könnte bei diesem Gespräch

dabei sein. Wenn er zurückkehrte, musste er es ihr Wort für Wort wiedergeben.

»Erzähl mir mehr über deine Familie und deine Freunde in deiner Heimatwelt«, bohrte Hannah weiter nach.

»Nun«, kam er ihrer Aufforderung nach. »Ich habe dort zwei Schwestern, Meriel und Brina, die etwas älter sind als ich. Sie sind Vivianes leibliche Töchter und stammen beide wie auch meine Pflegemutter ursprünglich aus der Alten Welt – so nennt man deine Welt bei uns.« Er hob leicht die Schultern. »Und da Meriel, meine ältere Schwester und ihr Partner Farandil einen Sohn haben, bin ich wohl auch das, was ihr hier einen Onkel nennt.«

Bei dieser Vorstellung prustete Hannah laut los. Als sie Hralfors empörrten Blick bemerkte, musste sie noch mehr kichern. »Es tut mir leid, aber du siehst überhaupt nicht so aus, wie ich mir einen Onkel vorstelle. Ein Onkel muss rund und gemütlich und älter sein.«

Er beugte sein Gesicht sehr nah zu Hannah hinunter und setzte eine beleidigte Miene auf. »Ich kann sehr wohl gemütlich sein. Das wirst du schon noch merken, wenn ich hier den ganzen Tag nur herumsitze und dich die Arbeit machen lasse.«

Daraufhin begann sie noch stärker zu lachen und es benötigte einige Zeit, bis sie wieder sprechen konnte. »Ja, darauf bin ich schon sehr gespannt.« Dann wurde Hannah wieder ernst. »Ich fürchte, du wirst in der nächsten Zeit eine Menge Gemütlichkeit brauchen, wenn du hier so eingesperrt leben musst. Ich wette, du warst in deinem bisherigen Leben noch nie lange untätig.« Sie sah ihn besorgt an. »Wirst du das überhaupt aushalten?«

Er zuckte leicht mit den Achseln. »Das werden wir ja sehen. Außerdem muss ich irgendeinen Weg finden, wie ich wieder zurückkomme. Ich werde es heute Nacht noch einmal auf die herkömmliche Weise versuchen. Vermutlich hat es sich ja nur um eine vorübergehende Blockade gehandelt.«

Bei der Vorstellung, dass er morgen vielleicht nicht mehr da war, spürte Hannah einen eisigen Klumpen in ihrem Magen. Sie würde diesen fremdartigen Mann, der ihr anfangs noch so unheimlich gewesen war, schrecklich vermissen.

Und als ob er ihre aufkommende Traurigkeit spürte, strich Hralfor ihr noch einmal vorsichtig die widerspenstige Haarsträhne aus der Stirn. »Du hast heute Nacht erzählt, dass du Musik machst. Würdest du mir etwas vorspielen?«

»Ja, klar, wenn du dir das wirklich antun willst.« Sie lachte. »Lass mich davor nur etwas aufräumen und dann einkaufen gehen. Für den Fall, dass es heute mit deiner Rückkehr doch nicht klappt. Außerdem brauchen wir heute Abend auch noch etwas zu Essen.« Sie sah ihn prüfend an. »Ich glaube, es gibt Spaghetti mit einer Hackfleischsoße. Das schmeckt so gut wie jedem.«

In Windeseile machte Hannah sich an ihre häuslichen Arbeiten. Sie wollte keine Minute der kostbaren Zeit, die ihr noch mit Hralfor verblieb, verschwenden. Die Reste des gemeinsamen Frühstücks waren schnell weggeräumt und der Abwasch erledigte sich mit Hralfors Hilfe wie von alleine.

Hannah kam ins Grübeln, als sie sah, wie selbstverständlich er ihr bei den meisten Dingen zur Hand ging. Offensichtlich waren die grundlegenden Arbeiten in jeder Welt sehr ähnlich, sofern ihre Bewohner dieselben Bedürfnisse wie Essen, Schlafen und Gemeinschaft hatten. Dieser Gedanke hatte etwas Tröstliches und ließ ihr Hralfor noch weniger fremd erscheinen.

Überhaupt war Hralfor in ihren Gedanken ständig präsent. Beim Einkauf versuchte sie, sich unaufhörlich in ihn hineinzuversetzen, was er wohl mögen würde und was nicht, und auf dem Heimweg überlegte sie schon, welches Stück sie für ihn auf ihrer Geige spielen wollte. Es sollte etwas Fröhliches sein. Vielleicht eines ihrer Lieblingslieder aus der Heimat ihrer Mutter. Das kam ihr irgendwie passend vor. Schließlich hatte ihn auch das irische Frühstück begeistert.

Sie würde versuchen, ihm seinen erzwungenen Aufenthalt in dieser Welt so angenehm wie möglich zu gestalten. Er sollte alles in bester Erinnerung behalten, wenn er wieder in seiner Heimat war. Entschlossen schluckte sie den dicken Kloß, der ihr bei diesem Gedanken im Hals stecken bleiben wollte, hinunter.

Ich muss endlich aufhören, so egoistisch zu sein. Natürlich ist es für ihn am besten, wieder nach Hause zu kommen. Nur weil ich mich so unglaublich schnell an ihn gewöhnt habe, bedeutet das nicht, dass er hier nicht mehr in tödlicher Gefahr schwebt. Jeder Fremde, der ihn sieht, würde nach wie vor die Polizei rufen.

Sie begann, darüber nachzugrübeln, weshalb sie ihre Scheu vor ihm so schnell verloren hatte.

Er macht es einem einfach leicht, ihn zu mögen. Er wirkt trotz der Schwierigkeiten, in denen er steckt, so gelassen und gut gelaunt. Er ist nie beleidigt und unheimlich feinfühlig. Bestimmt, weil er in seiner Kindheit so schreckliche Dinge miterleben musste. Wenn man nur eine halbe Stunde in seiner Gesellschaft verbringt, bemerkt man gar nicht mehr, dass er so anders aussieht. Obwohl, so ganz stimmt das auch nicht. Man bemerkt es schon, aber es stört überhaupt nicht mehr. Im Gegenteil. Ich habe noch nie Augen gesehen, die mich so fasziniert haben – ich werde ihn echt vermissen. Aber jetzt ist er ja noch da. Wer weiß, wie lange es dauert, bis er einen Weg gefunden hat, zurückzukehren.

Als Hannah mit ihren Einkäufen endlich wieder daheim ankam, hatte sie ihre trübe Stimmung erfolgreich bekämpft und freute sich nur noch auf den freien Nachmittag und Abend, den sie gemeinsam mit einem guten Freund verbringen durfte.

Hralfor erwartete sie bereits und nahm ihr die schweren Taschen ab, sobald sie das Haus betrat. Sie konnte sich ein amüsiertes Grinsen nicht verkneifen. Was war er doch für ein einzigartiger Freund mit seinen glühenden Wolfsaugen und dem Benehmen eines edlen Ritters.

Sobald Hannah die Einkäufe weggepackt hatte, bemerkte sie seinen erwartungsvollen Blick. Verschmitzt lachte sie ihn

an. »Wenn ich dir vorspielen soll, musst du es dir aber auch wirklich gemütlich machen. Doch ich warne dich, ich habe schon eine Weile nicht mehr richtig geübt und muss die Geige zuerst etwas einspielen. Das könnte für deine Ohren ziemlich grauenvoll werden. Am besten, du ziehst dir ein Kissen über den Kopf, während ich mich im Nebenzimmer warm fiddle.«

Offensichtlich konnte ihn auch das nicht abschrecken, denn als Hannah mit der eingespielten Geige in den Wohnraum zurückkam, saß er bereits bequem auf dem schmalen Sofa und blickte ihr auffordernd entgegen.

Sie begann mit einem fröhlichen Jig und beobachtete dabei gespannt seine Reaktion. Diese Musik war nicht jedermanns Sache und Hannah hatte auch keine Vorstellung davon, wie empfindlich seine Ohren auf die hohen Töne der Fiedel reagierten. Doch als sie ein anerkennendes Aufblitzen in seinen Augen wahrnahm, entspannte sie sich und gab sich ganz der Musik hin.

Wie immer, wenn sie spielte, vergaß Hannah in kürzester Zeit ihre Umgebung und ging völlig in den Melodien auf. Sie hatte schon viel zu lange nicht mehr musiziert. Die munteren Klänge des Jigs verwandelten sich plötzlich in die langsamere, fast schon bedrohliche Melodie eines alten, irischen Seefahrerliedes und gingen schließlich wieder in einen wilden Reel über.

Hannah spielte und spielte und vergaß völlig die Zeit, während Hralfor beinahe atemlos ihrem Spiel lauschte. Bereits die ersten Töne erinnerten ihn auf geradezu unheimliche Weise an die Musik seiner Heimatwelt. Die Melodien waren teilweise so ähnlich, dass er sie hätte mitsummen können.

Vor seinem inneren Auge erschienen die grünen Wiesen und Wälder seiner Heimat und er erlebte noch einmal alle Feiern mit, an denen er dort teilgenommen hatte. Dabei war eine sehr ähnliche Musik gespielt worden.

Fasziniert beobachtete er Hannah bei ihrem Spiel. Sie hatte die Augen geschlossen und schien förmlich mit ihrem Instrument zu

verschmelzen. Hannah hatte ihre Haare heute Morgen mit einem Band zusammengebunden und wie üblich hatte sich wieder eine Haarsträhne daraus gelöst und fiel ihr ins Gesicht.

Er hatte keine Ahnung, wie lange er völlig verzaubert der Musik lauschte, die tief in ihm etwas anrührte. Er ließ kein Auge von dem Mädchen und eine verzweifelte Sehnsucht erfüllte ihn, die sich nicht nur mit dem aufkommenden Heimweh erklären ließ.

Als Hannah ihr Spiel schließlich beendete, herrschte lange Zeit völlige Stille in dem kleinen Zimmer. Vor dem Fenster zog bereits die Dämmerung herauf und eine Amsel sang ihr melancholisches Abendlied. Langsam kehrte Hannah wieder in die Wirklichkeit zurück. Ihre Augen wirkten riesig, als tobte darin ein heftiger Sturm.

Hralfor wagte nicht, sich zu bewegen. Er fühlte sich so aufgewühlt, dass er sich seiner eigenen Reaktionen nicht mehr sicher war. Als er schließlich glaubte, zumindest seine Stimme wieder in der Gewalt zu haben, räusperte er sich.

»Das war wunderschön, Hannah. Danke.«

Hannah lächelte ihn verlegen an. Sie war selbst noch völlig gefangen von der Musik, doch das erklärte nicht ihr heftig pochendes Herz. Es war der Ausdruck seiner Augen, der sie bis in ihr tiefstes Inneres getroffen hatte.

Vorsichtig legte sie die Geige zur Seite und versuchte, wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Dabei fiel ihr Blick auf die Wanduhr. »Um Himmels willen! Hast du gemerkt, wie spät es schon ist? Ich habe dich ja ewig eingedudelt. Das tut mir leid. Du hättest mich einfach unterbrechen sollen. Wenn ich spiele, vergesse ich immer, dass ich nicht alleine bin. Jetzt werde ich mich aber schnell um das Essen kümmern.«

Als sie sich zu Hralfor umdrehte, sah sie, dass er inzwischen aufgestanden und lautlos hinter sie getreten war. Verwirrt blickte sie zu ihm hoch.

In einer seltsam altmodischen Bewegung nahm er sanft ihre Hand und legte sie an seine Brust. Seine Augen sahen sie

eindringlich an und seine Stimme klang weicher, als Hannah es je zuvor gehört hatte.

»Ich habe jeden Augenblick deines Spiels aus tiefstem Herzen genossen und ich hätte dir gern auch noch länger gelauscht. Wusstest du, dass du mit deiner Musik Magie schaffst? Du malst damit Bilder und erzählst Geschichten. Das ist eine große Gabe. Ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich es mich gemacht hat, daran teilzuhaben.«

Hannah wurde bei seinen Worten knallrot. Sie schnappte nach Luft und schüttelte verwirrt den Kopf. Sie wusste, dass sie ganz gut spielte, aber ein so großes Kompliment war ihr noch nie gemacht worden. Und es machte sie ungemein glücklich, dass dieses Lob gerade von Hralfor kam. Ohne zu überlegen, legte sie ihm auch die andere Hand an die Brust, stellte sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen kleinen Kuss auf die Wange. »Danke. So etwas Nettes hat mir noch nie jemand gesagt. Dafür bekommst du jetzt auch eine Riesenportion Spaghetti. Die hast du dir wirklich verdient.«

Erleichtert sah sie, dass der feierliche Ernst in seinen Augen, der sie so unsicher gemacht hatte, verschwand und seinem jugenhaften Grinsen wich.

»Wie kann ich dir helfen, damit es schneller geht?«, fragte er amüsiert. »Ich komme um vor Hunger.«

Hinterlistig lächelte sie ihn an. »Du kannst Zwiebeln schneiden.«

Das Kochen machte Hannah heute besonders viel Spaß. Erstaunt bemerkte sie, dass Hralfors Augen offensichtlich keine Tränen produzierten. Ungerührt schnitt er die Zwiebeln nach ihren Anweisungen und verzog dabei nur angewidert das Gesicht. Hannah beeilte sich lachend, ihm zu versichern, dass ihm dieses Gemüse in gekochtem Zustand sicher schmecken würde. Und als die Hackfleischsoße auf dem Herd leise zu kochen begann, entspannte sich seine Miene tatsächlich wieder.

Während Hannah die Spaghetti in eine Schüssel füllte, stellte

Hralfor das Geschirr auf die Theke. Hannah sah ihm erstaunt dabei zu, wie zielstrebig und sicher er sich in der kleinen Küche bewegte. Er musste ein äußerst gutes Gedächtnis haben. All seine Bewegungen waren unglaublich fließend und zeugten von einer vollendeten Körperbeherrschung. Selbst eine so simple Tätigkeit wie Tisch decken wirkte bei ihm wie ein fremdartiges Tanzritual. Hannah hätte ihm stundenlang zusehen können und kam sich neben ihm ungeschickt vor wie ein Trampel.

Als das Essen schließlich fertig war, setzten sie sich an die kleine Theke und Hannah lud großzügig Spaghetti auf Hralfors Teller. Diesmal war sie sich vollkommen sicher, dass sie seinen Geschmack getroffen hatte. Und sie behielt recht. Mit Vergnügen beobachtete sie, wie er vorsichtig von dem Essen probierte und sich ein genießerischer Ausdruck auf seinem Gesicht ausbreitete.

»Das ist noch besser als dein Frühstück. Hannah, du bist wirklich eine Künstlerin.«

Hannah verschluckte sich fast vor Lachen. »Ich wusste, dass du es magst. Das ist ein Gericht, das man auch noch den verwöhntesten Kindern vorsetzen kann. Es passt immer.«

Hralfor grinste sie an. »Ich bin für dich also so etwas wie ein verwöhntes Kind.«

Hannah kicherte los. Es tat so gut, mit jemandem zusammen zu sein, der denselben Sinn für Humor hatte, selbst wenn er aus einer ganz fremden Welt stammte. Sie konnte mittlerweile nicht mehr verstehen, dass sie noch vor wenigen Stunden ständig Angst gehabt hatte, ihn durch eine unbedachte Bemerkung zu beleidigen. Es war wirklich verblüffend, wie schnell er ihr vertraut geworden war. Es kam ihr so vor, als kannte sie Hralfor schon ihr ganzes Leben lang.

Als er vor ihr saß und Berge von Spaghetti verschlang, erinnerte er sie an ihre beiden älteren Brüder, die einen ähnlich großen Appetit entwickeln konnten. Das brachte Hannah auf eine Frage, die sie schon lange stellen wollte. »Wie alt bist

du eigentlich?»

Hralfor sah kurz von seinem Teller auf, den er sich eben zum dritten Mal gefüllt hatte, und runzelte die Stirn. »Ich kann es dir nicht genau sagen. Auf Vargor achtet man nicht auf das Alter. Ich habe wohl ungefähr eine Centone bei den Verbannten gelebt.«

Als er ihren fragenden Blick bemerkte, grinste er Hannah entschuldigend an. »Eine Centone bedeutet zehn eurer Jahre. In Aelskalador habe ich dann ebenfalls etwas über eine Centone gelebt.«

Hannah sah ihn verwirrt an, als er plötzlich scharf die Luft einsog und bleich unter seiner dunklen Haut wurde. Dann wurde ihr bewusst, dass er gerade den Namen seiner Heimatwelt preisgegeben hatte, den er bisher so hartnäckig verschwiegen hatte. Beruhigend berührte sie ihn am Arm. »Was ist so schlimm daran, dass ich diesen Namen jetzt kenne? Ich werde ihn nicht weitersagen. Du kannst mir vertrauen.«

Hralfors angespannte Miene wurde sanft, als er ihren ernsten Blick sah. »Ich vertraue dir, Hannah. Viel zu sehr, deshalb gebe ich kaum noch auf meine Worte Acht. Ich vertraue dir gerade in diesem Augenblick mein Leben an, das weißt du. Aber ich habe nicht das Recht, dasselbe mit dem Leben anderer zu tun.«

Eindringlich sah er ihr in die Augen, bis sie sich in dem grünlichen Leuchten beinahe verlor. Seine raue Stimme zog sie wieder in die Wirklichkeit. »Namen haben Macht, große Macht. Besonders in der Welt, die meine Heimat ist. Ich bitte dich inständig, daran zu denken und diesen Namen für dich zu behalten. Meine Welt ist schon einmal nur knapp ihrem Untergang entronnen.«

Hannah biss sich auf die Lippe und nickte. Sie war bei seinen Worten ganz blass geworden. Sie wusste, dass sie deren ganze Bedeutung nicht verstehen konnte, da sie so gut wie nichts über diese geheimnisvolle Welt wusste. Aber sie spürte den tödlichen Ernst hinter seinen Worten. Dadurch, dass ihr nun der Name dieser Welt bekannt war, hatte sie eine große Verantwortung

übernommen, deren Ausmaß ihr nicht einmal bekannt war. Hannah wünschte in diesem Moment, dass sie den Namen nie gehört hätte.

Als Hralfor ihre angespannte Miene sah, strich er ihr beruhigend über die Wange. »Schau nicht so erschrocken. Es ist ja nichts geschehen. Vermutlich wirst du alles vergessen, wenn ich erst einmal verschwunden bin. Du wirst nie in die Situation geraten, den Namen auszusprechen. Außerdem habe ich wirklich vollstes Vertrauen in dich.« Freundschaftlich tippte er Hannah auf die Nasenspitze. »So klein du auch bist, verfügst du doch über unglaublich viel Mut und Stärke. Und außerdem«, Hralfor blickte schmunzelnd auf seinen halb vollen Teller, »bist du auch noch eine hervorragende Köchin.«

Hannah lachte erleichtert auf und ging freudig auf seinen neckenden Tonfall ein.

Sie beendeten die Mahlzeit in kameradschaftlicher Stimmung. Hannah begann gerade, die Teller zusammenzustellen, als die angenehme Ruhe von dem schrillen Klingelton der Hausglocke durchbrochen wurde.